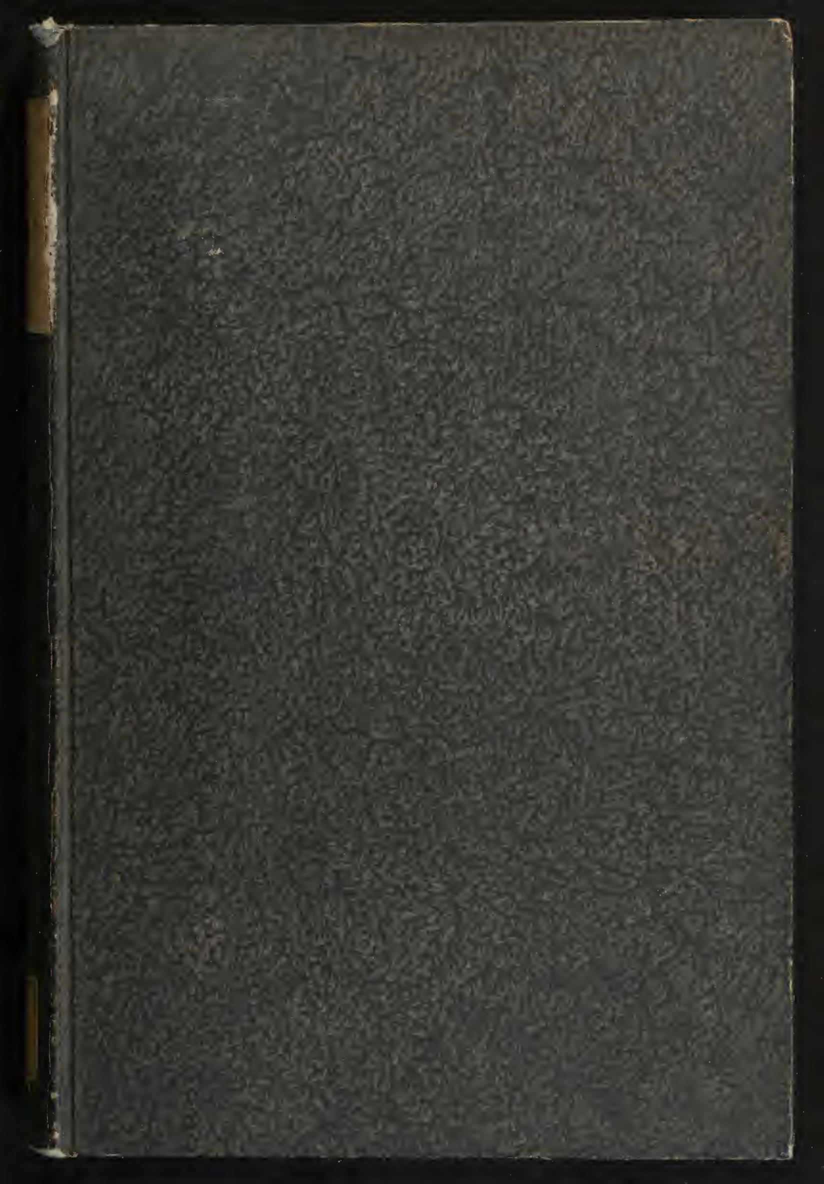
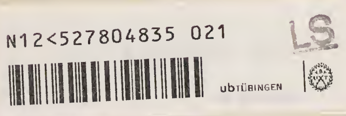








Eine Todtenverbrennung in Bengalen.

Alphonse François Lacroix.

Erste Abtheilung.

---

1. Die Berufung in die Mission.

Lebensbeschreibungen haben für strebsame suchende Gemüther immer einen großen Reiz. Sie können aber nur dann von höherem Werth sein, wenn das richtig gezeichnete Einzelbild einer bedeutenderen Persönlichkeit neue Lichter wirft entweder auf das geheimnißvolle Gebiet des inneren Seelenlebens, oder auf den eigenthümlichen Charakter einer Zeit, eines Volkes, einer besondern Berufsthätigkeit, und wenn dadurch der Gesichtskreis des Lesers erweitert, das Herz erwärmt und der Wille gekräftigt wird. Im Gebiet der Missionsbiographieen aber ist uns selten ein Buch begegnet, das diesen Anforderungen in so reichem Maaße entspricht, wie dasjenige, aus dem wir die folgenden Mittheilungen entnehmen*); und selten ist uns im Leben ein Mann in persönlicher Begegnung so theuer geworden und hat uns so viel ungetrübte Liebe und Achtung abgenöthigt, als Alphonse François Lacroix. Er ist vielen Tausenden in der Schweiz, seinem schönen Vaterlande, während seines Besuchs in den Jahren 1842 und 43 zum Segen geworden, und wer ihn nur einmal gesehen und gehört hat, wird ihn nimmer vergessen.

Am südlichen Abhang des Chasseral, eines der schönsten Berge der Jurakette, dessen Höhen mit prächtigen Waldungen von Lerchen und Eichen, Birken und Fichten geschmückt sind, liegt das Dörflein

---

*) Brief Memorials of the Rev. Alphonse François Lacroix, Missionary of the London Miss. Society in Calcutta. By his Son-in-law, Joseph Mullens, D. D., Miss. of the same Society. With brief memorials of Mrs. Mullens, by her sister. Lond. 1862.

Ligniere, bereits auf dem Boden des Kantons Neuenburg. Die wellenförmige Ebene, die sich vom Fuß des Berges bis zum Ufer des Bieler Sees hinzieht, ist im Sommer mit wallenden Getreidefeldern und üppigen Rebengeländen bedeckt, oder es erquicken saftige blumenreiche Matten das Auge. Von den Vorhügeln des Chasseral aber überschaut man am südlichen Horizont die ganze Kette der schneegekrönten Alpen, vom Montblanc an bis zu den Bernerkolossen und bis hinüber zu den scharfgezeichneten Spitzen des Pilatus am Luzerner See. Unmittelbar vor uns breitet der Bieler See, mit der reizenden Petersinsel in seinem Schoos, seine glänzenden Wasser aus; jenseits desselben ruhen Stadt, Hügel und See von Murten wie in weichem grünem Bette. Zur Rechten aber (nach Südwesten) erhebt sich der stattliche Chaumont mit seinen dichten Waldungen und seinem reichen Rebengürtel. An seinem Fuß spiegeln sich die weiß schimmernden Wohnungen der Stadt Neuchâtel im Silberspiegel des langgestreckten gleichnamigen Sees. Hier im Dörflein Ligniere wurde Lacroix am 10. Mai 1799 geboren. Sein Vater starb bald nachher. Onkel Chanel in Cormondreche, hart bei der Stadt Neuchâtel, ein trefflicher Mann nach Gesinnung und Einsicht, zugleich Vorsteher einer blühenden Knabenanstalt, nahm den frühe verwaisten Neffen in seine Familie auf und erzog ihn mit all der Liebe und Weisheit, die ihm eigen war. Hier lernte Lacroix nicht nur die Elemente alles Wissens, dazu die Anfänge der alten klassischen Sprachen und etwas von Deutsch und Italienisch, sondern vor Allem die Furcht Gottes, die Liebe zur heiligen Schrift und die selige Gewöhnung ans Gebet. Er ist dem theuern Oheim Chanel bis ans Ende seines Lebens zu unvergänglichem Danke verbunden geblieben. Ein einjähriger Aufenthalt in Zürich brachte ihm zwar den Gewinn einer gründlicheren Bekanntschaft mit der deutschen Sprache, zugleich aber auch eine Einbuße am inneren Menschen. Es war gut, daß er bald genug (in seinem zwölften Jahre) wieder unter das Dach seines Oheims zurückkehrte. Denn es waren die Jahre, wo sein Charakter sich bildete. Vor Allem suchte die strotzende Jugendkraft sich zu entladen. Er besaß eine ungewöhnliche Energie des Willens, eine unermüdliche Lebendigkeit des Schaffens und Bewegens, einen unerschöpflichen Fonds von Körperkraft und Lebensmuth, und seine hochgewachsene, breitschultrige, festgeschlossene und wohlorganisirte Gestalt schien unendlicher Arbeit fähig und allen Strapatzen gewachsen. Das Alles mußte zur Lebensäußerung kom-

men. Ausgedehnte Wanderungen durch Wald und Feld, Gebirg und Thal, so oft die freien Stunden und Tage es gestatteten, kecke Spiele mit seinen Jugendgenossen, halsbrecherische Verwegenheiten aller Art kennzeichnen jene Zeit seiner Jugend. An Gefahren konnte es nicht fehlen. Einmal brach er den Arm; aber nicht sowohl die Schmerzen, die es zur Folge hatte, als vielmehr die Schranken, die dadurch der Entfaltung seiner Kraft auferlegt wurden, waren ihm fast unerträglich. Ein ander Mal war er nahe am Ertrinken. Er verlor schon das Bewußtsein im Wasser, und in diesem Augenblick standen ihm, wie er oft hernach erzählte, alle einzelnen Umstände seines vergangenen Lebens wie in Einem Centralblick aufs deutlichste vor Augen; unter den süßesten Gefühlen entschwand ihm der letzte Strahl des Bewußtseins, aber eine unnennbare Empfindung des Leidens stellte sich ein, als nach seiner Rettung das Bewußtsein wiederkehrte. Bei diesem Gefühl strotzender Lebenskraft und dem Erwachen des keckesten Muthes ist es nicht unerwartet, in dem heranwachsenden Jüngling eine unüberwindliche Vorliebe für den Beruf eines Soldaten zu finden. Die großen Heldengeschichten der schweizerischen Vorzeit erfüllten seine Seele mit Begeisterung; das Schlachtfeld Karls des Kühnen von Burgund lag ja stets vor seinen Augen, und tausendmal hat er gewünscht, mit unter den Helden von Granson gefochten zu haben. Unmittelbarer aber traten ihm die Größen des Kriegslebens in den Tagen seiner eigenen Jugend vor die Augen. Napoleon und seine Generale schlugen ja damals eine siegreiche Schlacht nach der andern. Einer dieser französischen Feldherrn, Berthier, war Fürst seines Heimathkantons Neuenburg; die Schweiz überhaupt fühlte die mächtigsten Sympathien für den gewaltigen Imperator Frankreichs. „Ach," konnte Lacroix noch in seinen späten Jahren ausrufen, wenn er in Indien seinen Kindern von den großen Ereignissen jener Zeit erzählte, „ach, das waren Männer!" Was Wunder, daß er eines Tags trotz allen Bitten und Warnungen seines frommen Oheims als fünfzehnjähriger Junge (1814) den Bündel schnürte und nach Bern aufbrach, um sich dort auf dem französischen Werbebüreau in die „große Armee" einreihen zu lassen. Auf dem Weg sagte er noch seiner Mutter in Ligniere Lebewohl. Die Liebe zu ihr und ihre dringenden Abmahnungen griffen ihm tief in die Seele; aber mit Thränen im Auge nahm er Abschied, — der Zug nach dem Feld blutiger Ehre war noch mächtiger, als die Liebe zur Mutter. Schon war er auf der

alten hölzernen Brücke, die über die Aare hinauf nach der prächtigen Terrasse und dem ehrwürdigen Münster der Stadt Bern führt. Da war's als legte sich eine centnerschwere Hand auf seine Schulter und eine Stimme dränge ihm ins Herz: „Was machst du hier? Kehre um!" Er stand stille, — zitterte, — und eilte mit unaufhaltsamen Schritten zu seinem Oheim in Cormondreche zurück. „Ach, lieber Onkel," rief er beim Eintreten, „du hast für mich gebetet, ich weiß es; du hast mich zurückgebetet, — da bin ich wieder!" Damit warf er sich in seine Arme, und die Lust am Kriegsleben hatte für immer ein Ende. Doch nein, dem König aller Könige gefiel es, ihn zu einem andern heiligen Krieg zu berufen, wo es nicht galt, Menschenleben zu verderben, sondern zu retten.

Jene Erfahrung auf der Aarebrücke bei Bern hatte in dem jungen Gemüth einen mächtigen und bleibenden Eindruck gemacht. Der Same des göttlichen Lebens lag längst in seiner Seele; es bedurfte nur der Befruchtung und Belebung durch den Geist des Herrn. Der Umgang mit seinem frommen und erfahrenen Oheim diente als Mittel dazu. Aber noch andere Umstände wirkten mit. Um jene Zeit nemlich kamen die Schriften Jung-Stillings in Lacroix' Hände. Sie machten großen Eindruck auf ihn. Keine derselben aber wirkte tiefer und nachhaltiger auf sein Gemüth und auf seine ganze nachmalige Anschauungsweise, als die „Scenen aus dem Geisterreich". Er nahm die geistvollen Lichtblitze, welche Stilling auf das geheimnißvolle Gebiet der jenseitigen Welt in jenem Buche fallen läßt, als ernste und unläugbare Realitäten hin, und indem er dadurch einerseits zum persönlichen Suchen und Ergreifen des Heils in Christo mächtig angetrieben ward, bildete sich in ihm zugleich von da an jener lebensvolle Verkehr mit den Dingen der unsichtbaren Welt, vermöge dessen ihm Alles in der Sichtbarkeit nicht nur als ein Spiegel der überirdischen Dinge, sondern als ein realer Gruß, ja als ein reales Hereinwirken seliger und unseliger Kräfte und Geister in das Diesseits erschien. Es ist dieß eine der merkwürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete menschlichen Seelenlebens. Lacroix war von Natur überaus nüchtern, nichts weniger als poetisch oder phantasiereich, seiner ganzen Organisation nach mehr auf die praktischen Realitäten des diesseitigen Lebens, als auf die halbdunkeln Mysterien des Jenseits angelegt; und doch hatten gerade die letzteren für ihn bis an sein Ende einen unwiderstehlichen Reiz, und es gehörte zu seinem allereigensten Leben, sich

und die ganze diesseitige Welt in einem steten, lebendigen und wirksamen Zusammenhang mit der Welt der Geister zu denken. Bei dem Allem war Lacroix ferne davon, diesen Anschauungen einen ungebührlichen Einfluß auf sein Denken und Leben zu gestatten, und er hat jederzeit auch hierin das nüchternste Maaß gehalten. Ein Korrektiv gegen jede Ueberschreitung dieses Maaßes mochte, abgesehen von der gesunden Zucht, in welcher sein eigenes inneres Leben stand, für ihn insbesondere in dem späteren langen und bis an sein Ende fortgehenden innigen Verkehr mit Engländern liegen, — diesen Repräsentanten des nüchternen praktischen Verstandes.

Bis dahin hatte Lacroix im Hause seines Oheims theils selber sich fortgebildet, theils diesem im Unterricht seiner Zöglinge geholfen. Im Jahr 1816 trat eine Wendung in seinem Leben ein, die nach dem Willen Gottes für seine ganze Zukunft entscheidend wurde. Sein Oheim verschaffte ihm eine Hauslehrerstelle in Amsterdam. Ohne Zweifel sollte er hier nach dem Wunsche des Oheims die praktische Schule durchlaufen, in der er zum Gehülfen und einstigen Nachfolger desselben in der Knabenanstalt zu Cormondreche gebildet würde. Gott hatte Anderes, Größeres im Sinn. Die Drangsale der napoleonischen Kriege hatten ihr Ende erreicht. Die Nationen lebten wieder auf und erkannten in der schweren Zucht der letzten Jahrzehnte den Ernst des heiligen Gottes, in der Errettung aus des Tyrannen Hand die That göttlichen Erbarmens, in dem Fall des mächtigen Zwingherrn die Hand eines lebendig gegenwärtigen Herrn im Himmel. Ein neuer Frühlingshauch religiösen Lebens wehte durch die Völker. Man fühlte, daß man Gott Dank schulde und diesen Dank durch Thaten der Liebe zu beweisen habe. Der Blick richtete sich zuerst nach Außen, nach dem Jammer der Heidenwelt, um an ihr ein Werk der Liebe zu thun. Man schien zu fühlen, daß, indem man die zum Tode Erstarrten ins Leben zurückzurufen sich bemühe, das Leben in die eigenen Glieder zurückkehren müsse. In England hatte die Londoner MG. schon vor zwei Jahrzehnten (im J. 1795) das Rettungswerk in der Südsee, in Südafrika rc. begonnen. Ein Holländer (Dr. Van der Kemp) war einer ihrer gesegnetsten Arbeiter in Südafrika geworden. Eben jetzt (ums Jahr 1816) kam die entzückende Kunde, daß Tahiti nach langer Trübsalsnacht zum Herrn sich gewendet habe. In Basel war eben (im gleichen Jahr) die neue Missionsgesellschaft gegründet, die Missionsschule eröffnet worden. In Holland (Rotter-

dam) bestand schon seit 1797 eine Niederländische Missionsgesellschaft; aber die Noth der französischen Gewaltherrschaft und der Verlust der ostindischen Kolonieen durch die Engländer hatte jeden Versuch zu einer Missionsunternehmung unmöglich gemacht. Jetzt war Holland frei, der Krieg zu Ende, die ganze herrliche Kette von Kolonieen ihm zurückgegeben. Jetzt war die Zeit zum Handeln gekommen. Und was lag den dortigen Freunden des Reiches Gottes näher, als eine Mission auf den volkreichen herrlichen Inseln des indischen Archipels, die durch den Kongreß von Wien an Holland restituirt worden waren? Schon etliche Jahre zuvor war der holländische Missionar Kam, im Dienste der Londoner MG., nach Amboina gegangen; jetzt beschloß man, fünf weitere Sendboten auf eigene Kosten nach Java und den Gewürzinseln zu schicken.

Es war im Jahr 1818, daß der junge Lacroix in Amsterdam einer der monatlichen Missionsstunden beiwohnte, die auch in Holland damals überall eingerichtet und von viel Segen begleitet waren. Der Vortrag handelte von dem kläglichen Zustand der Heidenwelt und von dem eben erst errungenen herrlichen Sieg der Mission auf Tahiti. Ernste Fragen tauchten in des jungen Mannes Seele auf. „Das Werk," sprach er zu sich selbst, „ist so groß, der Männer, die in die Arbeit ausziehen, sind so wenige; warum sollte ich nicht dem Herrn dazu mich anbieten?" Die Sache war ihm ein lauterer und heiliger Ernst. Nach seiner nüchternen Weise aber beschloß er, sechs Monate lang still die Frage im Herzen und vor Gott zu bewegen, damit dieser bedeutungsvolle Schritt nicht aus augenblicklichen Gefühlserregungen, oder gar aus unlautern Triebfedern hervorgehe. Am Schluß dieses Zeitraums, nachdem der Trieb sich immer tiefer befestigt und völlig abgeklärt hatte, legte er die Sache seinem Oheim und väterlichen Freund Chanel in der Schweiz vor. Dem war freilich dieser Wunsch seines geliebten Neffen ein Strich durch manche schöne Rechnung; aber er war edel genug, die eigenen Gedanken und Pläne den höheren Absichten Gottes bereitwillig unterzuordnen. Er gab dem jungen Lacroix seinen Segen zu dem Schritt, den er zu thun im Begriff sei. Jetzt war dieser seiner Sache vor Gott gewiß, bot seine Dienste der Niederländischen MG. in Rotterdam an, ward gerne angenommen und trat am 3. Apr. 1819 in die kleine Missionsschule zu Berkel ein.

Das war freilich eine höchst primitive Missionsanstalt. Berkel

ist ein kleines Dorf, 1 ½ Stunden von Rotterdam in einer sumpfigen Niederung gelegen, die etwa zehn Fuß tiefer liegt als das Meer. Gutes Trinkwasser findet sich dort nicht; Fieber aller Art sind regelmäßige Gäste, und Stechfliegen halten dort in den Sommermonaten Legionenweise ihren Tanz. Das Haus, das die Zöglinge bewohnten, war höchst ungenügend und viel zu klein, um zehn oder zwölf junge Leute ordentlich zu beherbergen. Sie hatten Ein gemeinschaftliches Schlafzimmer und Eine gemeinsame kleine Studirstube. Stille Kämmerlein zum Gebet oder zur einsamen Sammlung gab es nicht. Für den Unterricht fand sich nur ein einziger Lehrer, Domine Kam, der Pfarrer des Dorfes, der natürlich neben seinen Amtsgeschäften wenig Zeit fand, den jungen Leuten sich zu widmen. Die Lehrfächer sollten Latein, Theologie, biblische und allgemeine Geschichte und Geographie sein. Aber die Zöglinge waren mehr auf eigenen Fleiß angewiesen. Da es nun an jeder festen Unterrichts- und Studienordnung fehlte, so folgte jeder seinen eigenen Gedanken bei der Einrichtung seiner Arbeit. Nur in Einem Stück ward immer wieder gemeinschaftliche Sache gemacht: in dem Tabakskollegium, wo die Brüder zusammensaßen, um durch den Qualm der Pfeifen die Plage der Moskito's zu verscheuchen. Unter den Zöglingen aber befand sich ein junger Mann, zu dem sich Lacroix mit ganzer Seele hingezogen fühlte. Es war sein Landsmann Kindlinger, der in der Missionsschule zu Basel unter Blumhardt gebildet und von dort an die Niederländische MG. überlassen worden war. Wie beneidete Lacroix diesen lieben Bruder, der in Basel so gründlichen und geordneten Unterricht empfangen hatte! Doch nicht neiden, sondern treulich benützen wollte er ihn. Lacroix füllte seine meiste Zeit damit aus, daß er die Hefte seines Freundes Kindlinger, die derselbe in der Basler Missionsschule zusammengeschrieben, mit unermüdlichem Fleiß abschrieb und dadurch den Mangel ersetzte, der ihm in Berkel so fühlbar war. Daneben übte er sich praktisch im Lehramt, indem er die Dorfkinder zu regelmäßigen Bibelstunden um sich sammelte, — eine Arbeit, von der er noch in späten Jahren mit großer Freude sprach. Im Mai 1820 aber ward seine kräftige Natur, die an die köstliche Luft seines schweizerischen Vaterlandes und an die reinen frischen Quellen der Berge gewöhnt war, von dem Sumpffieber der holländischen Niederung dergestalt ergriffen, daß er Monate lang zu keiner Arbeit fähig war. Seine kräftige Konstitution überwand es endlich; es diente aber sein

Aufenthalt in Holland nach Gottes Fügung dazu, seine Natur für die dumpfen und fieberreichen Ebenen von Bengalen vorzubereiten.

Wohin Lacroix gesendet werden sollte, war noch nicht bestimmt. Er selbst dachte an die Inseln des ostindischen Archipels, oder noch eher an eine der holländischen Kolonieen auf der Westküste Afrika's. Der Herr aber wollte es anders haben. In jenen Tagen kam Dr. Vos, praktischer Arzt der holländischen Regierung in Tschinsurah (Bengalen) und warmer lebendiger Christ, auf Urlaub nach Holland. Er hörte mit unbeschreiblicher Freude von dem Plane der Niederländischen MG., Sendboten des Evangeliums nach den Heidenländern zu schicken. Sofort erinnerte er an die vier holländischen Handelsniederlassungen auf dem Kontinent von Ostindien, und bat vornemlich um Missionare für Tschinsurah, wo er selbst eine Reihe von Jahren gelebt hatte. Die Kommittee gieng gerne darauf ein und ermächtigte ihn, in Berkel selbst die passenden Leute auszusuchen. Des Doktors helles Auge erkannte sofort die Vorzüge der beiden Jünglinge Lacroix und Kindlinger. Diese waren gleichfalls willig, dem Ruf zu folgen. Am 7. Aug. 1820 wurden sie vor einer königlichen Kommission im Haag examinirt und wenige Tage darauf nach dem Ritus der holländisch-reformirten Kirche ordinirt. Es war für Lacroix keine Zeit mehr, das theure liebe Vaterland zu besuchen. Schon am 2. Sept. landeten sie in London, und kurze Zeit darauf schifften sie sich, begleitet von Dr. Vos, auf dem „Fürst Blücher" in Portsmouth nach dem fernen Indien ein. Fünf Monate später (13. Februar 1821) erreichten sie Madras. Hier ward Kindlinger von den holländischen Missionsfreunden für Palikat und Sadras zurückbehalten.*) Lacroix ließ sich nicht zum Bleiben bewegen. Am 21. März traf er in Tschinsurah ein.

---

2. Die ersten Jahre in Indien.

Die kleine Stadt Tschinsurah, die den Holländern gehörte, lag etwa 10 Stunden oberhalb Kalkutta auf dem westlichen Ufer des

*) Er starb schon im Jahr 1829. Schon in Berkel hatte er seine Gesundheit dadurch untergraben, daß er, um sich abzuhärten, unnatürliche Strapatzen und Entbehrungen sich auferlegte. Mancher junge Missionar hat solche Unbesonnenheiten mit einem frühen Tode bezahlt. Kindlinger war ein ausgezeichneter Mann nach Gaben und Charakter, und die Mission verlor an ihm eine ungewöhnlich reich begabte Kraft.

Hugly. Sie ist eine von den fünf Handelsfaktoreien, die im Anfang der europäischen Niederlassungen in Bengalen (unter der Herrschaft der Moguln) durch verschiedene Nationen gegründet wurden. Im ganzen vorigen Jahrhundert hatten die Holländer einen überaus einträglichen Handel von hier aus geführt. Opium war der Hauptartikel, und ums Jahr 1780 war dieser Handel so blühend, daß jährlich etwa 800 Opiumkisten mit einem Reingewinn von einer Million Franken versandt wurden. Daß dabei unglaublicher Unterschleif von den Beamten getrieben ward, ist um so weniger zu verwundern, als die letzteren schlecht besoldet und auf Selbsthülfe angewiesen waren. Damals war die europäische Bevölkerung der Stadt nicht unbedeutend. Es befanden sich dort gegen Ende des vorigen Jahrhunderts 64 „Kaufleute" und „Schreiber" (Commis), 7 Aerzte, 2 Geistliche, 10 Artilleristen, 48 Soldaten und 69 Matrosen und Seesoldaten. An der Spitze stand ein Gouverneur mit einem Rath von sieben angesehenern Kaufleuten. Die bürgerliche Ordnung ward von einem Bürgermeister (Maire) gehandhabt, der große Vollmachten besaß. Die Macht der Holländer dehnte sich jedoch nur über ein Terrain aus, das etwa eine halbe Stunde ins Gevierte betrug. Darin lag die Stadt Tschinsurah mit ihren zahlreichen Gärten. Das holländische Quartier lag vornemlich am Fluß; die Straßen und Bazärs der Eingeborenen befanden sich mehr landeinwärts, westlich von der Stadt. Palmen, Kokosnußbäume und Tamarinden beschatteten die Straßen, die Gärten und Gehöfte, und in der Regenzeit bot das üppige Grün der tropischen Vegetation überall einen erfrischenden Anblick dar. Freilich hatten die Kriege der napoleonischen Zeit, die bis nach Indien hinüber sich ausdehnten, Vieles geändert. Im J. 1795 schon nahmen die Engländer nach kurzem Kampf Tschinsurah in Besitz, und es blieb in ihren Händen bis zum J. 1815. In Folge davon erlahmte der Handel; die holländische Garnison löste sich auf, die europäische Bevölkerung nahm bedeutend ab. Als Lacroix im J. 1821 eintraf, befanden sich etwa hundert holländische Häuser in der Stadt, — kleine, enge, unbehagliche Wohnungen aus der alten Zeit, meist einstöckig und die Hauptgemache auf gleicher Linie mit dem Boden, deshalb wahre Pflanzstätten des Fiebers. Nur ein oder zwei Häuser von höheren Beamten waren zweistöckig und gesunder. In der Mitte der Stadt befand sich das Fort, dessen hohe Mauern und gewaltige Thore jetzt in Trümmern lagen. Südlich davon stand die Wohnung des

Gouverneurs, stattlich, lang gedehnt und geräumig, von prächtigen Gärten umgeben und mit einer herrlichen Allee von schattigen Bäumen, die zum Palast führte. Am Südende der Stadt, hart am Fluß, stand die alte Kirche, von der einst zuerst der Glockenthurm und erst 25 Jahre später die eigentliche Kirche gebaut ward. Nicht ferne davon liegt der Kirchhof mit seinen vielen Gräbern und seinen imposanten Denkmälern. Das Stadtviertel der Eingeborenen war nicht groß und enthielt nur drei oder vier Bazärs und Straßen, die aber von einer geschäftigen, durch den Verkehr mit den Europäern wohlhabenden Menge wimmelten. Von einer Hinneigung der heidnischen Bevölkerung zum Evangelium, so lange es ihnen auch gepredigt worden war, fand sich keine Spur. Freilich, was konnte man anders erwarten, wenn die europäischen Christen selbst sich nichts um Religion bekümmerten. Viel heimliche und offenbare Sittenlosigkeit gieng im Schwang; mehrere der ersten Beamten waren erklärte Spötter und Feinde des Evangeliums. Wer noch zur Kirche gieng, that es der Konvenienz wegen. Es war aber ein eigenthümlicher Anblick, einen bequemen stattlichen Holländer in weißer Jacke und Nankin-Beinkleidern zur Kirche schreiten sehen, hinter ihm ein schwarzer Diener mit mächtigem Wachstuchschirm, dessen Schatten mehr diesem als jenem zu Gute kam. Der Knecht blieb mit andern seines Gleichen außen im Schatten der Tamarinden, bis der Gottesdienst vorüber war. Dann standen die Ladies und Gentlemen noch ein wenig plaudernd zusammen und kehrten schließlich unter derselben Eskorte nach Hause. Doch gab es auch da etliche brennende und leuchtende Lichter mitten in der allgemeinen Finsterniß. Unter ihnen war eine der würdigsten Familien in Tschinsurah die des trefflichen Dr. Vos, in welcher Lacroix die herzlichste Aufnahme fand, und durch die er dann auch bei andern christlichen Freunden der Stadt eingeführt wurde.

Der neue Ankömmling machte mit seiner stattlichen, schlanken, gewinnenden Gestalt nicht geringe Sensation innerhalb des kleinen Kreises der europäischen Familien. Die französische Feinheit und Höflichkeit der Manieren, seine ungewöhnliche Lebendigkeit, sein fester und anmuthiger Gang bildete einen eigenthümlichen Kontrast gegen die breite behagliche Art des Holländers; sein herzliches, ungezwungenes, munteres Wesen aber und sein ganzes liebenswürdiges, lebensfrisches Auftreten gewann ihm schnell Aller Herzen. Er wurde der Liebling der Stadt, und der wackere Gouverneur Overbeck selbst bot ihm in

seinem eigenen Palast freundliche Herberge an. Von höchstem Werth aber war für ihn die Anwesenheit dreier Londoner Missionare, an die er sich sofort mit ganzer Liebe anschloß. Mit ihrer Hülfe und Anleitung warf er sich sofort in die Erstlingsaufgabe eines jungen Missionars: Erlernung der Landessprache und Studium der Sitten, der Religion und des Charakters der Eingeborenen. Er sollte bald genug die Gräuel des indischen Heidenthums aus eigener Anschauung kennen lernen. Wenige Monate nach seiner Ankunft (Okt. 1821) begleitete er seinen Freund, Miss. Townley (sprich Taunleh), auf einer Missionswanderung über den Hugly. Sie fanden eine Masse von Eingeborenen am jenseitigen Ufer versammelt, um eine Satti oder Wittwenverbrennung zu vollziehen. Das Holz zum Scheiterhaufen lag da; die Trommeln standen bereit; die Brahmanenpriester, welche fungiren sollten, die Söhne der Familie, die Leiche des Gatten, die Wittwe, — Alles war da. Townley suchte ruhig, aber mit großem Ernst die Wittwe und ihre Söhne von dem grausigen Vorhaben abzubringen; aber sie wollten nicht hören, und die Vorbereitungen wurden getroffen. Nochmals sprach der Missionar zu den Umstehenden und betete dann laut mitten unter der versammelten Menge, daß Gott sich des armen bethörten Volkes erbarmen und dem Lande gnädig sein möge, das durch solche Grausamkeiten geschändet wird. Es war Alles umsonst. Die Vorbereitungen waren beendigt; der Scheiterhaufen ward aus langen Holzstücken errichtet und die Leiche darauf gelegt, während die Wittwe sich neben dieselbe legte. Bambus wurden über beide befestigt. Dann sprach der Brahmane die heiligen Veda-Stellen vor, der älteste Sohn trat mit einer Fackel herzu und zündete den Holzstoß an, während zu gleicher Zeit, um das Jammergeschrei der in Feuer und Rauch gehüllten Wittwe zu übertönen, die Trommeln wirbelten und die umstehenden Volksmassen in wildes Jubelgeheul ausbrachen. Diese schauerliche Scene, das Bild des indischen Heidenthums, hat Lacroix sein Lebenlang nie vergessen. Er hatte damit den ersten tieferen Einblick in den Jammer Indiens erhalten.*) Bald hernach erlebte er etwas Aehnliches. Er stand am Ufer des Hugly und bemerkte einen Mann, der augenscheinlich am Ertrinken war.

*) Seit 1829 sind diese Satti's im englischen Territorium streng verboten; sie kommen aber alljährlich noch insgeheim vor. Unser Titelbild stellt eine Scene dieser Art dar.

Ein Boot mit etlichen Hindu's fuhr hart an dem Unglücklichen vorüber. Lacroix schrie ihnen zu, den Mann zu retten. Sie aber lachten und fuhren gleichgültig vorüber; denn sie wußten ja nicht, welcher Kaste der Ertrinkende angehörte. Sollten sie sich durch dessen Berührung verunreinigen? Der Mann verschwand und war verloren. Lacroix sah, mit was für einem Geschlecht, mit was für einem System unmenschlicher Grausamkeit er es zu thun haben sollte.

Das erste Jahr seines indischen Lebens war vorzugsweise dem Studium der Sprache gewidmet, deren er sich, wie wenige Missionare, bis zu einem außerordentlichen Grade bemeisterte. Da saß er dann in dem kühlen traulichen Gemach, das ihm der wackere Gouverneur eingeräumt hatte, mit dem Ausblick auf einen Garten voll köstlich duftender Rosen, und vertiefte sich in die Geheimnisse des Bengāli. Nur seine Vorliebe für die Thierwelt, die er mit immer wachsamem Auge in ihren Instinkten und Bewegungen zu beobachten pflegte, konnte ihn von den Büchern für Augenblicke abziehen. Oft erzählte er nachmals, wie er eines Tags in seinem Zimmer saß und plötzlich in seinem Studium durch ein ängstliches Schreien eines Sperlings unterbrochen ward. Er sah hinaus in den Garten und nahm bald den ängstlich umherflatternden Vogel wahr. Das arme Thierchen bewegte sich beständig über eine bestimmte Stelle vorwärts und rückwärts und stieß dabei die jämmerlichsten Töne der Angst aus. Lacroix wandte seine Augen nach dem Boden und sah eine Schlange nahe am Haus in einer Rinne liegen, leicht ihren Kopf hin und herbewegend und dabei den armen Sperling scharf mit den blitzenden Augen fixirend. Der Vogel war augenscheinlich von dem Auge der Schlange wie von einem Zauber gebannt und unfähig, sich von diesem Banne zu lösen; und während er angstvoll hin und her flatterte, zog es ihn näher und näher dem Rachen seines furchtbaren Feindes entgegen. Ehe aber der entscheidende Augenblick des Verderbens kam, war Lacroix im Garten, brach den Zauber und jagte das arme Thierchen davon. Eine andere seltsame Geschichte fiel damals auf dem nahen Landsitz des Gouverneurs der benachbarten französischen Niederlassung Tschändernagor vor und gewährte unserm Freunde, diesem Beobachter der Thierinstinkte, großes Vergnügen. Es befand sich dort ein kleiner überaus zahmer Elephant, der Liebling Aller. Er durfte im ganzen Hause (ebener Erde) umherwandern und war gewohnt, nach dem Essen in den Speisesaal zu kommen und von den Gästen

seine Steuer an Leckerbissen einzutreiben. Eines Tags, als eben eine große Gesellschaft beim Dessert saß, macht der Elephant seine Runde am Tisch, streckt seinen Rüssel zwischen die Gäste und bittet um die gewohnte Gabe von Früchten und Süßigkeiten. Einer der Herren aber will nichts geben, und da das Thier nicht von der Stelle geht, nimmt er im Aerger die Gabel und versetzt dem unabtreiblichen Bettler einen empfindlichen Stich in den Rüssel. Etwas verblüfft geht das Thier weiter und vollendet ruhig seine Runde am Tisch, dann geht es hinaus in den Garten, bricht einen Baumzweig ab, der von Schaaren großer schwarzer Ameisen wimmelte, kehrt in den Saal zurück und schüttelt den Zweig über des Gentleman's Haupt. In einem Moment war er mit jenen Ameisen bedeckt, deren Biß überaus schmerzlich ist. Sie füllten sein Haar, krochen ihm den Nacken hinab und die Aermel hinauf. Er schüttelte sich, bürstete, stampfte, fluchte, — umsonst; unter unendlichem Gelächter der Mitgäste mußte er eilends entfliehen und konnte nur durch ein Bad der furchtbaren Plage los werden. Später hat Lacroix eine Fülle lehrreicher Thiergeschichten selber erlebt und gerne wieder erzählt.

Eine von den Aufgaben, welche der junge Missionar jetzt schon zu übernehmen im Stande war, betraf die Beaufsichtigung einiger Missionsschulen. Daß der Jugendunterricht einer der mächtigsten Hebel ist, um den herrschenden Aberglauben eines Volkes zu überwinden und dem Evangelium den Weg zu bereiten, bedarf nicht erst des Beweises. Indien hat zwar seit alten Zeiten seine Schulen, nicht blos für die gebildeten Klassen — die Brahmanen, sondern auch für das Volk; aber in welchem Zustand dieselben sind, ist schwer zu beschreiben. Treten wir in eine der gewöhnlichen Volksschulen von Bengalen. Das Schulhaus ist in der Regel eine ganz ordinäre Bambushütte mit Wänden von geflochtenen Grasmatten und einem dünnen Dach von Palmblättern. Der Boden ist Lehm, mit Kuhmist bestrichen, und in der Regenzeit meistens ein kleiner Sumpf. Manchmal jedoch wird die Schule in der schmutzigen Vorhalle eines Tempels oder Amthauses, mitten unter dem Staub, Unrath und Spinngewebe von Jahrzehnten gehalten. Soll die Schule anständig sich präsentiren, so muß der Boden mit Matten belegt sein, welche aufgerollt und weggenommen werden, wenn die Unterrichtsstunden zu Ende sind; aber sie sind alle zerfetzt und ihre ausgezackten Ränder lassen reichlich die Grasfasern und Schnüre hervorhängen, aus denen sie bereitet

sind. Auf diesen Mattenfetzen sitzen die Schüler mit gekreuzten Beinen; sie sind nicht in Reihen geordnet, sondern bunt durch einander. Ehe die Schule beginnt, geht jedesmal ein Ringen und Zanken unter den Jungen an, um einen Platz auf den Matten, statt auf dem bloßen Lehmboden, zu gewinnen. Sie sind allzumal schlecht gekleidet, haben nur wenig Fetzen an, und auch diese sind in der Regel sehr schmierig. Die Gegenstände, die in der Schule am ehesten in die Augen fallen, sind lange Streifen von Palmblättern, wovon jeder Knabe ein Bündel mitbringt, und diese liegen überall zwischen den Jungen umher. Diese Palmblätter sind über und über mit seltsamen Figuren bedeckt, welche Bengāli=Buchstaben vorstellen sollen; die Jungen aber sind mit ihren tintigen Fingern, ihren langen Schilffedern und irdenen Tintengefäßen mächtig drauf aus, die Zahl der wunderlichen Hieroglyphen auf den Palmblättern zu vermehren, und was der Finger schreibt, das schreit die kräftige Stimme nach. Andere lesen aus Handschriften, und da sie selbst sich hören wollen und gehört sein möchten, so suchen sie natürlich die schreibenden Anfänger zu übertönen. Wieder Andere sagen das Einmaleins mit wahrer Stentorstimme her und tragen nicht wenig zur Mannigfaltigkeit des Lärms bei, so daß man ohne Nachfrage von Weitem schon die Schule ausfindig machen kann. Der Schulmeister, der selbst kaum lesen, schreiben und etwas rechnen kann, wandelt unter den jungen Gelehrten umher, den Bambusstock in der Hand und die fatale Waffe fleißig benützend. Dort in der Ecke steht ein Junge, mager und dünn, mit einem Backstein auf dem Kopf, — er ist in der Strafe. Da steht ein Anderer auf Einem Bein, hier ein dritter gebückt und mit einem Backstein auf dem Rücken, und wehe jenem, wenn er das andere Bein braucht, wehe diesem, wenn er den Stein vom Rücken fallen läßt. Die Erfindungsgabe des Schultyrannen ist aber noch nicht zu Ende. Es muß ein armer Delinquent wohl oft eine halbe Stunde lang in peinlicher Verschränkung der Glieder am Boden hocken, — oder er hat auf zwei aus einander liegenden Backsteinen mit gespreizten Beinen zu stehen und den Kopf zwischen diesen hindurch zu stecken, bis er von hinten mit den Händen die Ohrläppchen zu fassen vermag. Es kann auch geschehen, daß ein Junge an den Füßen an einem Balken der Hütte aufgehängt, oder mit den scharfbrennenden indischen Nesseln auf seinen armen nackten Leib gezüchtigt wird. Und das Alles ist die Strafe vielleicht für einige Tage Schulversäumniß,

oder für einen dem Schulmeister gespielten Streich, oder dafür, daß der arme Junge schon seit mehreren Wochen mit dem Schulgeld, oder mit dem Quantum Reis im Rückstand ist, das er dem Schulgeld beizufügen hat. Mit den Schulversäumnissen jedoch wirds in Indien nicht eben gar zu strenge gehalten. Die Privatangelegenheiten der Hindu's, die zu dergleichen Anlaß geben, sind zahllos. Jedes Götzenfest — und ihrer ist Legion — ist ein Schulfeiertag. Zur Saatzeit hat der Schulmeister selbst sein Reisfeld zu bestellen, und die Schule ist geschlossen. In der Regenzeit können die Knaben nur selten kommen, und während der Ernte sind alle Hände im Feld, so daß fürs ganze Jahr eigentlich nur 3 bis 4 Monate der Schule zu gute kommen. Kein Wunder deshalb, daß es nur wenige Knaben zum fertigen Lesen oder Schreiben bringen, und daß die Lehrer selbst nicht viel zu wissen nöthig haben. Die Kenntnisse der letzteren beschränken sich in der Regel auf Lesen, Schreiben und ein wenig Rechnen. Das Schulgeld beläuft sich im Ganzen meist auf 5—6 Franken im Monat, während ein gewöhnlicher Tagelöhner leicht auf das Doppelte kommt. Deshalb ziehen diese gelehrten Herren jeweilen an der Spitze ihrer Knaben singend durch die Straßen, um das Mitleid der Leute in Anspruch zu nehmen und Gaben einzusammeln. Allerdings sind die Schulen in den Städten etwas besser, und die Schulen für Brahmanen leisten oft ziemlich Bedeutendes; aber auch hier wird zugleich mit dem Studium der indischen Klassiker eine Fülle sittenloser und verderblicher Göttergeschichten und Gedichte in das Gemüth des Schülers gepflanzt, so daß von einer Bildung des Herzens und Geistes nirgends die Rede sein kann.

Unter solchen Umständen sind Schulen, welche die europäischen Regierungen in Indien gründen und beaufsichtigen, namentlich aber die Missionsschulen, von unberechenbarem Gewinn für das unwissende und verwahrloste Volk. Es ist begreiflich, daß auch sie mit ungeheuern Schwierigkeiten zu kämpfen haben und nur durch große Geduld und Ausdauer bessere Zucht und Ordnung durchzusetzen, richtigere Methode einzuführen und befriedigendere Resultate zu erzielen vermögen; aber es lohnt sich solcher Mühe. Zur Ehre der holländischen Behörden in Tschinsurah muß es gesagt werden, daß sie in der kleinen Stadt mehr zur Hebung und Förderung des Volksunterrichts gethan haben, als die englische Regierung in ganz Bengalen. Nicht weniger als 25 Schulen mit 2600 Knaben waren dort von der hol-

ländischen Regierung begründet worden und genossen reichliche Unterstützung. Der Unterricht war zwar fast ausschließlich von weltlicher Art, doch wurden in sechs derselben die Evangelien (in der Landessprache) gelesen, und in allen war der Unterricht wie die Schuldisciplin vortrefflich. Die meisten waren unter die Aufsicht und Leitung der (Londoner) Missionare gestellt. Doch fühlten diese die Nothwendigkeit, neben diesen Regierungsschulen noch andere zu gründen, in denen der christliche Religionsunterricht eine hervorragendere Stelle einnahm. Es bestanden zu der Zeit, als Lacroix in Tschinsurah eintraf, vier solche Missionsschulen mit 300 Knaben. Während er nun von den holländischen Behörden beauftragt wurde, die bedeutendste der Regierungsschulen, die sogenannte Freischule mit 70 Knaben, zu beaufsichtigen, gründete er selbst im Namen seiner Missionsgesellschaft zwei Knaben- und eben so viele Mädchenschulen mit entschieden christlicher Tendenz. Dort lernte Lacroix das Volk und die Sprache kennen.

Daneben fieng er bald an, die älteren Londoner Missionare zu Straßenpredigten zu begleiten. Nach zwei Jahren war er im Stande, thätigen Antheil daran zu nehmen. In der Regel dienten die Schulhäuser als Kapellen. Außerdem befanden sich in verschiedenen Theilen der Stadt eigene kleine Predigthütten. Gegen Sonnenuntergang erschienen dort die Missionare und fanden immer eine Zuhörerschaft von 70—80 Personen. Ihnen ward das Evangelium in Einfalt gepredigt. Disputationen kamen nicht selten vor; Einwürfe wurden gemacht und beantwortet. Es ist erstaunlich, wie leicht ein Haufe von Eingeborenen durch guten Takt und allzeit bereiten treffenden Witz in Freundlichkeit und Höflichkeit erhalten wird. Einst stand Missionar Mundy mit Lacroix unter dem weit ausgebreiteten Schatten eines Baumes und predigte einem großen Haufen von Hindu's. Da erhebt sich ein alter Brahmane, dem die Aufmerksamkeit seiner Volksgenossen auf das gepredigte Wort ein Dorn im Auge war, und rief in grobem mürrischem Tone: was denn all dieses Schwatzen den Leuten nützen soll; sie seien Alle arm; und warum der Padre nicht lieber etwas Handgreifliches thue, um die Noth der Leute zu stillen. „Sehr wahr," erwiederte Mundy; „es ist recht und billig, die Dürftigen zu unterstützen, und da du, Brahmane, keinen Hut hast, — da, nimm den meinigen" — und damit setzte er dem Brahmanen, ohne ihm Zeit zur Entgegnung zu lassen, seinen alten Hut auf den Kopf und drückte ihm denselben wacker ins Gesicht. Der Alte, über

der furchtbaren Verunreinigung durch einen europäischen Filzhut entsetzt, floh Hals über Kopf davon unter dem unauslöschlichen Gelächter der Menge. — Ein ander Mal hatte Lacroix selbst gepredigt, worauf sein Freund Mundy ans Austheilen von Traktaten gieng. Da die Leute aber ihn übermäßig drängten, stieg er mit dem Korb auf einen Baum, um auf diese Weise ruhig Stück für Stück austheilen zu können. Siehe, da bricht der Boden des Korbs durch, die Traktate fliegen in Massen herab, und die Leute ziehen unter unendlichem Jubel mit der errungenen Beute davon.

Eine besondere, lang entbehrte Wohlthat wußte Lacroix den holländischen Familien zu Tschinsurah zu bereiten. Diese hatten seit vielen Jahren einen Gottesdienst in ihrer Muttersprache entbehrt; sie hatten ihn lange nur in englischer Sprache genossen. Jetzt bot ihnen der liebenswürdige Fremdling diesen Genuß, und zwar in einer Weise, die Vielen zu unvergänglichem Segen gereichte. Zwar viele Holländer daselbst hatten allen Glauben hinter sich geworfen, und selbst der wackere Gouverneur, unter dessen Dach Lacroix eine so freundliche Herberge gefunden und bis ans Ende so viel Liebe genossen hatte, lebte und starb als ein Mann entschiedenen Unglaubens. Daneben aber standen auch etliche Familien, die mitten in der allgemeinen Finsterniß fest am Glauben hiengen und ihr Bekenntniß mit einem gottseligen Wandel zierten. Ihnen war Lacroix wie ein Engel vom Himmel. Er durfte unter ihnen unbeschreibliche Liebe genießen und war daheim unter ihnen, wie unter Geschwistern. Aus einer dieser Familien, der Zierde und Krone von Tschinsurah, trug Lacroix das beste Gut, das er auf Erden fand, als Beute davon. Das Haupt derselben war der würdige fromme Bürgermeister Herklots; seine Gattin war die Seele des Hauses, die Kinder spiegelten die Tugenden der Eltern in hellem Glanze ab. Frühe schon war Lacroix dort ein geliebter Hausfreund, und eine innige Zuneigung bildete sich bald zwischen ihm und der jüngeren Tochter Hannah. Die Verbindung ward am 17. Mai 1825 geschlossen und bildete bis zu seinem Lebensende die nie versiegende Quelle des zartesten und edelsten häuslichen Glückes. Ein großer Kreis lieber und geachteter Verwandten und näherer Freunde des Hauses war die schöne Zugabe zu dieser gesegneten Verbindung, und von da an hat Lacroix allezeit Indien als seine Heimat angesehen. Ein tiefer Schmerz zwar war ihm in den ersten Jahren seiner Ehe nicht erspart; sein zweites Kind,

ein holder Knabe von sechs Monaten und des Vaters Ebenbild, ward ihm im August 1828 durch den Tod entrissen. Er trauerte lange und tief, und noch in späten Jahren, als eine schwere und schmerzhafte Krankheit ihm die Thränen auspreßte, konnte er sagen, er habe nicht mehr so bitterlich geweint, „seit der liebe kleine Alphons gestorben sei." Um so glücklicher war er im Besitz seiner übrigen reichbegabten und liebenswürdigen Kinder. Wir werden den Vater Lacroix später kennen lernen.

Ein politisches Ereigniß, das ums Jahr 1825 eintrat, hatte auch für unsern Freund tiefgreifende Folgen. Die holländischen Niederlassungen in Ostindien hatten aufgehört, nutzbringend zu sein. Auf dem Kongreß von Wien war der Opiumhandel verboten worden; der übrige Handel ward von den englischen Kaufleuten überflügelt, so daß die vier holländischen Plätze in Indien nur noch eine kostspielige Last für die Regierung waren. Andererseits waren die englischen Besitzungen der Ostindischen Kompagnie auf Sumatra bis dahin wenig einträglich gewesen und erwiesen sich ihrerseits als eine Last für diese. So kam man endlich überein, beide Gebietstheile gegen einander auszutauschen, und so giengen die vier holländischen Niederlassungen in Indien in den Besitz der Ostindischen Kompagnie über. Unter diesen Umständen glaubte auch die Niederländische Missionsgesellschaft, die ohnehin beschränkte Mittel besaß und dagegen auf den Inseln des indischen Archipels ein unermeßliches und anziehendes Missionsfeld vor sich hatte, ihre Missionen auf dem ostindischen Festland aufgeben zu sollen. Sie stellte es unsrem Lacroix frei, entweder nach Java überzusiedeln, oder in Ostindien selbst sich an eine andere englische MG. anzuschließen. Die Wahl war nicht schwer. Er liebte seine Gesellschaft in Holland; aber mehr noch liebte er Indien, das seine Heimat geworden war. Hier kannte er die Sprache und das Volk; hier hatten seine zartesten Lebensfasern Wurzeln geschlagen. Unter den im Lande arbeitenden Missionaren waren ihm diejenigen der Londoner MG. nach Herz und Geist von Anfang an am nächsten gestanden. Die presbyterianische Kirchenform, der sie angehörten, fand in des Schweizers Gemüth den lebhaftesten Anklang. Mit Vielen unter ihnen war er persönlich aufs brüderlichste verbunden. Die Direktoren dieser Gesellschaft (in London) hatten jederzeit ihre Missionare in der nobelsten Weise behandelt und waren von ächt evangelischem Geiste beseelt. Ein eigenes providentielles Zusammen-

treffen entschied rasch für diese Wahl. Die berühmten Abgeordneten der Londoner MG., Tyerman und Bennet, welche auf einer Reise um die Welt sämtliche Stationen der Gesellschaft besuchten, trafen eben in Kalkutta ein. Lacroix ward ihnen vorgestellt, und das erste Begegnen mit ihm versicherte diese würdigen Männer, daß ihre Gesellschaft an diesem ebenso liebenswürdigen als feingebildeten Missionar den besten Erwerb zu machen im Begriff sei. Im Sommer 1827 schied Lacroix unter den ehrendsten Umständen aus der Verbindung mit Rotterdam,*) und ward mit großer Liebe in den Kreis der Londoner Missionare aufgenommen.

---

3. Die Bewegung in der Reis-Ebene.

Die treue Arbeit der Missionare in Tschinsurah hatte bis dahin nicht eine einzige Bekehrung aus den Hindu's zur Folge gehabt. Freilich war das Werk der Heidenbekehrung in Bengalen überhaupt verhältnißmäßig damals noch sehr jung. Man rechnet, daß seit dem Beginn dieses Jahrhunderts bis zum Jahr 1830 in Bengalen etwa sechshundert Eingeborene, hauptsächlich durch die eifrigen Baptisten-Missionare in dem dänischen Serampor, für das Christenthum gewonnen wurden, und daß die Gesammtzahl der aus dem Heidenthum in Indien gesammelten Gemeindeglieder etwa zweitausend betrug. Es waren Tage geringer Dinge. Eben um die Zeit aber, wo Lacroix zu den Londonern übergieng, trat eine der denkwürdigsten Bewegungen unter den Eingeborenen des südlichen Bengalens ein. Lernen wir zuerst den Landstrich kennen, welcher der Schauplatz dieser Bewegung war.

Der südliche Theil der Provinz Bengalen, zwischen den beiden Flüssen Hugly und Mutlah gelegen, besteht aus einer unabsehbaren Ebene, die kaum über das gewöhnliche Niveau des Meeres sich erhebt. In Folge der Flut, die weit in den Hugly heraufdringt, namentlich aber durch die nicht selten wiederkehrenden Hoch- oder Springfluten, würde ein großer Theil dieser Ebene in ein nutzloses und durch seine Ausdünstung verderbliches Salzmarschland verwandelt werden, wenn nicht starke Dämme rings um den Rand derselben errichtet wären, um das Meer in Schranken zu halten. Diese Damm-

*) Noch bis an sein Ende bezog Lacroix von der Niederländischen MG. jährlich eine Pension von 150 holl. Gulden als Zeichen ihrer besonderen Liebe.

einfassungen dehnen sich mehr als hundert Stunden weit aus; sie beginnen am linken Ufer des Hugly unterhalb Kalkutta, laufen an jedem in denselben sich ergießenden Nebenflüßchen hinauf, gehen herab bis zur Spitze der Sägor-Insel, wenden sich dann ostwärts und laufen allen Flüssen entlang, die samt dem Mutlah ins Meer sich ergießen. Der Landstrich, der von diesen Eindämmungen und den beiden Flüssen eingefaßt wird, ist eine breite flache Ebene, die zwei Stunden südwärts von Kalkutta beginnend bis zur Bay von Bengalen sich ausdehnt. In den ersten Monaten des Jahrs ist sie trocken und mit kurzem spärlichem Gras bedeckt. Aber vom Juli an, wenn der Ganges alle seine Ufer überflutet, wird die ganze Ebene von dem befruchtenden Schlammwasser dieses Stroms überdeckt und verwandelt sich in Einen ungeheuern Süßwassersee, der oft etliche Fuß hoch über dem Boden steht. Dieser See ist dann zwanzig Stunden lang und ebenso breit. Nur eine oder zwei Landstraßen, die auf erhabenen Dämmen angelegt sind, durchziehen diese Wasserfläche von Norden nach Süden. Während dieser Zeit wird sie nach allen Seiten hin von Booten befahren, von denen manche nicht mehr als einen Fuß weit sind. Die ganze Ebene ist mit Dörfern dicht besäet, welche immer etliche Fuß höher als das Niveau der Ebene liegen, indem künstliche Erdaufwürfe zu diesem Zweck gemacht werden. Sie bestehen aus einer Anzahl enge zusammengebauter Hütten, zwischen welchen die stattlichen Stämme der Kokosnußbäume, der Palmen, Plantanen und anderer tropischen Bäume in Fülle sich erheben. Da und dort sieht man auch die dornigte Akazie, die Tamarinde und den Bambus.

Die Bevölkerung dieser Ebene besteht fast ausschließlich aus Hindu's von der Fischerkaste, die von Kind auf ein Amphibienleben führen und mit unglaublicher Gewandtheit diese seichten Gewässer auf schmalen Booten befahren, in denen unser Einer kaum zu stehen vermöchte. Ihren Unterhalt beziehen sie theils von den zahllosen eßbaren Fischen, von denen die Gewässer während der Ueberflutung, und nachher die Flüsse und Bäche wimmeln, theils von dem Reis, den sie in den wasserbedeckten Boden säen. Während der Regenzeit bietet das ganze Land einen wunderbar schönen Anblick. Dort eilt das flinke Boot durch die vielfach sich windenden Flußrinnen wie ein Pfeil dahin; der Himmel ist bedeckt mit flockigen Wolken, welche die Hitze mäßigen, und ein kühlender Lufthauch kräuselt die langgestreckten Wasserlinien, die nach allen Seiten sich kreuzen; wohin das Auge

schaut, nahe und ferne, erheben sich behagliche Dörflein, überschattet von dem üppigen mannigfaltigen Grün der hochanstrebenden Baumgruppen. Die schlanken Kokospalmen erheben ihre Kronen zu Tausenden über die freundliche Landschaft und tauchen ihre anmuthigen Arme, vom sanften Wind bewegt, auf und nieder am Horizont, während die Bäche und Flüsse mit einer Fülle blühender Wasserpflanzen bedeckt sind. Da und dort scheucht ein dahineilendes Boot Schwärme von kleinen wilden Enten aus dem schlanken Schilf auf und ihr schwirrender Flug zieht über deinem Haupte vorüber; und während auf dem nahen Reisfeld die leichten zarten Halme mit unbeschreiblicher Grazie vor dem sanften Hauch des Windes sich beugen, dringt ein heimliches Rauschen gleich einer flüssigen Musik geheimnißvoll an dein entzücktes Ohr. In den späteren Monaten des Jahrs — welch ein glorreicher Anblick ist das goldene Erntefeld, das Meilen weit nach allen Seiten sich ausdehnt, und wo jeder Halm hundertfünfzig- und zweihundertfältig das Saatkorn wiedergiebt, das in den üppigen Boden gesäet war! Da wird das Herz unwillkührlich an die unerschöpfliche Güte dessen erinnert, der „seine milde Hand aufthut und Alles, was da lebet, sättiget mit Wohlgefallen."

Wenn das Gewässer von diesen weiten Gefilden sich verläuft oder durch Ausdünstung vertrocknet, so liegen überall ungeheure Massen verworrener Vegetation verwesend in der Sonne, und dann ist dieser ganze Landstrich mehrere Monate lang ausnehmend ungesund. Der ganze Distrikt ist von Fiebermiasmen überfüllt. Das ist der Grund, warum ein Europäer hier nicht das ganze Jahr hindurch wohnen kann.

Diese merkwürdige Ebene war der Schauplatz einer geistigen Bewegung, die auch für den Lebensgang Lacroix' von folgenreicher Bedeutung ward. Die Sache gieng aber so zu: — Eines Tages, es war im Anfang des Jahres 1825, predigte der treffliche Londoner Missionar Trawin von Kalkutta in dem etwas südlich von der Stadt gelegenen Marktflecken Tschitla, der von den Bewohnern der großen eben geschilderten Reisebene vielfach mit ihren Feldfrüchten besucht wird. Eine große Menge der Marktleute hatte sich um ihn versammelt. Da wird er plötzlich von einem kräftigen Bauersmann mit derben Worten unterbrochen: wie er es wagen könne, gegen ihre Landesreligion zu predigen. Der Missionar antwortet ruhig und sanftmüthig, daß sein Zweck kein anderer sei, als ihnen den Weg zum

Heil, den allein wahren Weg der Seligkeit darzulegen, im Gegensatz gegen die falschen Wege, die das religiöse System der Hindu's vorschreibe. Eine kurze Disputation folgte über den Werth des Christenthums gegenüber dem Hinduismus. Zuletzt aber lud Trawin den Bauersmann und seine Gefährten freundlichst ein, ihn in seiner nahen Wohnung zu besuchen, wo sie dann die wichtige Frage weiter besprechen könnten. Und siehe da, die kleine Gesellschaft von Landleuten kam und kam immer wieder, hauptsächlich an Sonntagen; das Wesen, die Lehren, die Sittenregeln, die Früchte und Hoffnungen des Evangeliums wurden auseinandergesetzt und mit den Schäden und Irrthümern des indischen Heidenthums verglichen, und das Ergebniß war, daß in den Herzen dieser einfachen Landleute die Ueberzeugung von der Wahrheit des Evangeliums immer fester und tiefer sich gründete. Sie selbst theilten, was sie gehört hatten, ihren Verwandten und Freunden mit, und so verbreitete sich ein Fragen und Forschen nach der Wahrheit in einer Reihe von Dörfern, wo bis dahin das Christenthum eine völlig unbekannte Sache gewesen war. Trawin seinerseits und seine Mitarbeiter besuchten diese Dörfer, so oft sie konnten, um den ausgestreuten Samen zu pflegen und neue Saatkörner des Lebens auszustreuen.

Der Name des Landmanns, von dem die ganze Bewegung hauptsächlich ausgieng, war Ramdschi. Seine Heimat war das Dorf Rammaltschöke, drei Stunden südlich von Kalkutta in der Reisebene gelegen. Er und zwei Freunde, die sich fest an ihn anschlossen, waren lauter Männer in den besten Jahren, nüchterne und verständige Leute und geachtet bei ihren Nachbarn. Sie besaßen auch nicht unbedeutende Mittel: eigenes Land, Häuser, Pachtgüter, Boote und Fischplätze. Ramdschi selbst war der größte Grundbesitzer seines Dorfes. Das Evangelium hatte sein Herz gewonnen. Er trank die süße Wahrheit wie ein Durstiger in sich hinein, und nachdem er sich Christo mit aufrichtiger Seele ergeben, trug er auch reichliche Frucht des Glaubens. Am 18. Okt. 1825 ward er mit seinen beiden Freunden getauft. Viele Andere schienen ihm folgen zu wollen. Missionar Trawin fand deshalb häufig in Rammaltschöke sich ein. Eine kleine Hütte, die als Versammlungsort diente, erwies sich bald zu klein für die Menge der Zuhörer. Männer und Frauen stellten sich schaarenweise von der ganzen Umgegend ein, namentlich am Sonntag. Eine Schule ward eröffnet, die bald von 60 Knaben besucht ward. Das

Bedürfniß nach einer eigenen geräumigen Kapelle und nach einem ordentlichen Zimmer für den besuchenden Missionar machte sich bald fühlbar. Ramdschi erbot sich, dafür zu sorgen. Auf seinem Grund und Boden stand ein kleiner Siwa-Tempel,*) der sein Familien-Eigenthum war, und der dienstthuende Brahmane erhielt bis dahin von Ramdschi allein mehr für seinen Unterhalt, als vom ganzen übrigen Dorf zusammen. Diesen Siwa-Tempel beschloß er nun niederzureißen und das Baumaterial für eine christliche Kapelle zu verwenden. Das erforderte freilich nicht geringen sittlichen Muth; aber Ramdschi war der Mann dazu. Eines Tags nahm er in Gegenwart einer großen Menge Volkes, das mit Entsetzen zuschaute, das Götzenbild heraus und schleuderte es auf den Boden. Der Brahmane rief bestürzt: „Du hast meinen Gott weggenommen, was hab' ich nun noch?" Ramdschi aber ließ sich nicht irre machen. Der Tempel verschwand und an seiner Statt erhob sich bald auf der gleichen Stelle die neue Kapelle, auf deren flachem Dach ein Zimmer für den Missionar hinzugefügt ward. Das Ganze wurde am 7. Nov. 1826 feierlich eingeweiht. Es war ein herrlicher und reichgesegneter Tag.

Mittlerweile breitete sich die Bewegung immer weiter aus. Der Geist Gottes wirkte mächtig unter diesen einfachen Leuten; die Gewissen wurden von der Sünde überwiesen und viele Herzen zu der Frage erweckt: was muß ich thun, daß ich selig werde? Die Missionare zogen von Dorf zu Dorf, und wohin sie kamen, sammelten sich Schaaren, um das Wort von Christo, dem rechten und wahrhaftigen Heiland der Sünder, zu hören. In einem Dorfe sprachen die Missionare fünf Stunden lang zu dem unermüdlich und heilsbegierig horchenden Volke; heilige Schriften und Traktate, die ihnen dahin voraus gegangen waren, hatten dem Evangelium den Weg gebahnt. In einem andern Dorfe warteten Hunderte von Leuten am Weg, weil sie wußten, daß die fremden Lehrer kommen sollten. Die neubekehrten Christen in Rammaltschöke selbst, Ramdschi vor Allen, waren treue Gehülfen am Evangelio. Sie besuchten ihre Nachbarn nach allen Richtungen hin, zeugten von der selbsterfahrenen Gnade

*) In Indien sind die Tempel mit geringer Ausnahme nicht geräumige Gebäude, um die Schaaren der Anbeter aufzunehmen, sondern meistens ganz kleine Bauten, die gerade nur so viel Raum gewähren, daß der Götze und der dienstthuende Priester darin stehen kann. Sie sind gewöhnlich Eigenthum von einzelnen Personen oder Familien.

und Wahrheit in Christo und drangen in die Leute, sie anzunehmen. Sie waren eine wahre Missionsgemeinde. Eine Sache erfüllte ihr Herz daheim und überall; sie glaubten, darum redeten sie. Oft kamen sie unter sich zu gegenseitiger Erbauung zusammen. Sie sangen, lasen, beteten bis tief in die Nacht. Der Herr war ihre Freude. Und wenn da und dort Einem die Zeit zum Abscheiden aus dieser Welt kam, so konnte man sehen, daß sein Anker fest lag in dem obern Heiligthum. Es war natürlich, daß manche weniger befestigte Gemüther in die wachsende Gemeinde mit eindrangen. Irdische Beweggründe wirkten da und dort mit. Die unbarmherzige Selbstsucht der Brahmanen, die von dem Fett des Volkes lebten, die Tyrannei der großen Grundbesitzer (Semindare), von denen die kleinen Bauern ihre Landparzellen in Pacht hatten, die Armuth der Leute selbst, für die in aller Welt Niemand ein Herz hatte, — das Alles stand in zu gewaltigem Kontrast mit der hingebenden barmherzigen Liebe der Missionare, mit dem trostbringenden Wort des Evangeliums, mit dem Segen brüderlicher Gemeinschaft der Christen unter sich, als daß nicht Viele schon um deßwillen an die Gemeinde sich anschlossen, ohne zuvor tiefere Erfahrungen von der umwandelnden Kraft des Evangeliums gemacht zu haben. Bei dem Allem war es unverkennbar, daß der Geist Gottes selber es war, der diese Massen bewegte.

Es war natürlich, daß Verfolgungen nicht ausbleiben konnten. Die Anhänger des Heidenthums erhoben sich wider das Umsichgreifen des Evangeliums. Der Semindar von Rammaltschöke legte auf jeden Christen eine Geldbuße von zehn Rupies (Fr. 25), weil sie „das Dorf verdürben." Als sie aber sich einmüthig weigerten, einer so ungerechten Forderung Folge zu leisten, wurden sie verhaftet und unter schweren Beschimpfungen geschlagen. Ihre Bäume wurden der Früchte beraubt, ihre Teiche ausgefischt, sie selbst ins Gefängniß geworfen. Die Christen aber wandten sich an die englische Obrigkeit, auf deren Dazwischenkunft die Eingekerkerten in Freiheit gesetzt wurden. Aber andere schwere Beeinträchtigungen folgten. Verwandte und Freunde, ergrimmt darüber, daß die Christen von der Kaste, diesem höchsten Schatz des Hindu, sich loszusagen wagten, fiengen an, sie auf alle mögliche Weise zu drücken und zu plagen. Sie wurden geschlagen, beschimpft, verfolgt; ihre Wohnungen wurden geplündert, ihre Reisvorräthe weggeschleppt, ihre Reisernten abgeschnitten, ihre Boote zertrümmert. Einer der Christen ward am hellen Tage er-

mordet. Andere wurden von bewaffneten Rotten angefallen, mehrere gefährlich verwundet. Aber sie duldeten das Alles mit Sanftmuth und überwanden das Böse mit Gutem. Etliche freilich giengen rückwärts, aber die Mehrzahl hielt fest am Herrn und zierte ihr Bekenntniß mit einem gottseligen Wandel.

Mitten unter diesen herrlichen Erweisungen der göttlichen Kraft und Gnade wurde der theure Knecht Gottes, der das gesegnete Werkzeug davon sein durfte, in die obere Heimat abgerufen. Trawin starb um die Mitte des Jahres 1828. Viele Thränen folgten ihm nach. Sein Verlust war um so empfindlicher, als die Zahl der Londoner Missionare in Kalkutta gering war. Wer sollte in seine Lücke treten? wer die große Arbeit übernehmen, die auf seinen Schultern gelegen war? Aller Augen wandten sich auf Lacroix in Tschinsurah. Keiner war der Aufgabe gewachsen wie er. Man bat ihn, nach Kalkutta überzusiedeln. Im April 1829 traf er daselbst ein, nachdem er acht Jahre mit unermüdlichem Eifer in Tschinsurah gewirkt hatte. Das Haus aber, in das er einzog, war die einstige Wohnung des berüchtigten Generals Stewart, — desselben Mannes, der einst, umstrickt von seinen Hindu-Mätressen, in seinen eigenen Gemächern Götzenbilder aufstellte und ihnen nach Landessitte Verehrung bewies. Die Geschichte nennt ihn nur den Hindu-Stewart. Nun waren diese Räume der Wohnsitz eines Missionars geworden. Es wird mit der ganzen von Abgötterei entweihten Erde einst ebenso gehen. Der König der Ehren wird der letzte auf dem Plane sein.

Lacroix fand den Stand der Christen in der Reisebene bei seinen ersten Besuchen sehr befriedigend. „Die Leute," schreibt er selbst, „sind meistens arm und zum größeren Theil des Lesens und Schreibens unkundig; aber es fehlt ihnen keineswegs an gesundem Menschenverstand, und obschon sie ferne davon sind, vollkommene Christen zu sein, so fand ich sie doch im Ganzen sehr wacker. Sie sind fast Alle von derselben Kaste und treiben denselben Beruf (als Fischerleute und Landbauern). Es finden sich sehr wenige Brahmanen unter ihnen, wahrscheinlich weil die Armuth der Leute ihnen keine Hoffnung auf zeitlichen Gewinn bietet; aber gerade das ist der Sache des Evangeliums günstig, da sie in der Regel es sind, die als die ärgsten Feinde und Hinderer der Sache Christi uns überall entgegenarbeiten. Die Christen sind in etwa zwanzig Dörfern zerstreut, unter denen Rammaltschöke und Gangrai die Mittelpunkte bilden. Etwa 80 Er-

wachsene samt ihren Kindern sind getauft; manche Andere sind bereit, sich an die Gemeinde anzuschließen, während große Massen zwar die Gottesdienste besuchen, aber vorerst noch zusehen wollen, wo die Sache hinauswill."

Die Aufgabe Lacroix' in seiner neuen Stellung war eine gedoppelte. Es galt einerseits, die Predigt des Evangeliums immer weiter in die umliegenden Heidengebiete hinauszutragen, — ein eigentliches Missionswerk; andererseits that es noth, die christlichen Gemeinden in der Reisebene zu pflegen und das Werk eines Pastors zu thun. Je bedeutender aber das letztere wurde, um so mehr nahm es fast seine ganze Kraft und Zeit in Anspruch. Er hatte dabei viele selige Erfahrungen zu machen; aber auch an tausend Schmerzen fehlte es nicht. Zu seinen peinlichsten Erlebnissen gehörte das heillose Uebergreifen anderer Missionsgesellschaften in das Werk zu Rammaltschöke. Die ersten Eindringlinge waren die rücksichtslosen Baptisten. Lacroix konnte es fast nicht verwinden, zu sehen, wie seine jungen, in vielen Beziehungen so ernsten und aufrichtigen, aber noch so sehr unerfahrenen Christen durch die in ihre Mitte geworfene Streitfrage von der Kindertaufe in ihrem Glauben beunruhigt und von den großen Hauptsachen der christlichen Wahrheit abgelenkt wurden. Die Baptisten hatten einen der eingeborenen Londoner-Katechisten, der selbst ein Glied der Rammaltschöke-Gemeinde gewesen war, an sich gelockt und für ihre Lehre gewonnen. Diesen setzten sie dann als ihren Arbeiter mitten in jene Gegenden und suchten die jungen Christen durch ihn zu sich herüber zu locken. Etliche von diesen ließen sich von ihm gewinnen, und nun hieß es natürlich: es sei unumgänglich nöthig, daß ein Baptistenmissionar persönlich unter ihnen wohne. Rasch wurden zwei Baptisten-Kapellen in nicht großer Entfernung von derjenigen in Rammaltschöke errichtet. Lacroix, sonst gegen alle Kirchenparteien, wenn er nur wahre und lautere Liebe zum Herrn fand, von den liberalsten Gesinnungen beseelt, war tief entrüstet. Er gieng persönlich zu dem Baptistenmissionar und remonstrirte in aller Liebe, aber mit gewaltigem Ernst gegen diese Praxis. „Mein Herr," entgegnete der Baptist, „die Wahrheit ist frei: lasse man diese Leute für sich selbst urtheilen." — „Allerdings," erwiederte Lacroix, „die Wahrheit ist frei; aber was für Mittel haben diese unwissenden Leute, um sich ein selbstständiges Urtheil zu bilden über eine Frage, worüber gelehrte Männer und gesunde Christen entgegengesetzter Ansicht sind?

Und haben sie nicht mit viel wichtigeren Dingen sich zu beschäftigen? Fehlt es ihnen nicht für jetzt noch an der über Alles wichtigen Einsicht in die Geschichte, die Glaubenslehren und Sittenregeln des Wortes Gottes?" Die Vorstellungen Lacroix' und seiner Mitarbeiter fruchteten nichts. Bald verbreitete sich die Streitfrage über die Rechtmäßigkeit der Kindertaufe durch alle die Dörfer, wo sich Christen befanden, was um so befremdlicher war, da ja bei weitem die Mehrzahl dieser Leute als Erwachsene und nach langer Vorbereitung getauft worden waren. Aber es ist ja überall so, daß unser verkehrtes Herz gar zu gerne sich auf solche unwichtige Streitfragen wirft, um den viel wichtigeren Anforderungen des Evangeliums, die den tiefsten Herzpunkt des christlichen Lebens berühren, leichtfertig zu entgehen. Eine Zeitlang war es in der Reisebene so, daß die Streitenden aufs heftigste unter einander erhitzt und erbittert waren. Mehrere Gemeindeglieder der Londoner Mission giengen zu den Baptisten über und ließen sich auf der Station nieder, welche diese mitten in jenem Distrikt gegründet hatten. Aber die Folge war, daß jene Ueberläufer nicht fanden, was sie erwartet hatten. Mehrere von ihnen fielen ganz vom Glauben ab und kehrten wieder zu den Heiden zurück.

Noch von einer andern Seite her kam ein ähnlicher Eingriff. Die Missionare der hochkirchlichen „Gesellschaft zur Fortpflanzung des Evangeliums" stellten sich ein und machten die armen Neubekehrten irre über die Vollgültigkeit ihres von den Londoner Presbyterianern überkommenen Christenthums. Einer oder zwei junge Missionare jener Gesellschaft, aufgeblasen von ihrer hochkirchlichen Amtswürde und berauscht von dem Bewußtsein, die „rein-apostolische Ordination" empfangen zu haben, durchzogen den Distrikt, versicherten die Neubekehrten, daß Lacroix' und seiner Amtsbrüder Predigerberuf nichts tauge, weil ihnen die apostolische Vollmacht fehle, daß das Christenthum derselben ungesund, und daß die von ihnen gegründeten Gemeinden eigentlich keine Christengemeinden seien. Lacroix, der gegen Alle, die den Herrn Jesum von Herzen lieb hatten, eine lautere und ungefärbte weitherzige Liebe in sich trug, mochten sie sonst einer Kirchengemeinschaft angehören welcher sie wollten, — er, der gewissenshalber niemals in ein fremdes Amt übergriff, war in der innersten Seele über jene Anmaßungen empört. „Von welcher Seite her," rief er bei einer Gelegenheit, wo er öffentlich in Kalkutta zu reden hatte, „von welcher Seite her kommt diese Befeindung unsrer Mission?

Kam sie von den Brahmanen des Landes? Sie sind immer die Feinde des Evangeliums gewesen, und wir wundern darüber uns nicht. Aber die Befeindung, von der ich rede, ist späteren Ursprungs; sie ist um so verwunderlicher und beklagenswerther, als sie von Christen und von Missionaren ausgeht. Diese Leute, im direkten Widerspruch mit der offiziellen Versicherung des edlen Bischofs Corrie, daß Niemand sich in unsre Missionsarbeit mengen dürfe, — sie sind in unsre Stationen eingedrungen: das haben wir uns gefallen lassen. Sie haben unsre Gemeindeglieder uns abgespannt und an sich gelockt, — auch das lassen wir uns gefallen. Aber sie sind weiter gegangen; sie haben den Eingeborenen gesagt, daß wir keine zum Predigtamt rechtlich befugten Missionare seien, daß unsre Taufe ungültig sei: das konnten wir uns nicht gefallen lassen. Wahrlich, es ist ein schlechter Lohn, nach zwanzigjährigem Abmühen mit unsäglichen Schwierigkeiten, mitten unter der feuchtheißen Fieberhitze Bengalens, solche Dinge über uns sagen lassen zu müssen — über uns, die wir diese Stationen besetzt hatten, lange bevor die jungen Leute, die so Thörichtes über uns schwatzen, nur die Kinderschuhe ausgezogen hatten. Ich appellire an euch: haben wir nicht gerechte Ursache zur Entrüstung? Wills Gott, so werde ich demnächst England, Frankreich, Deutschland und die Schweiz durchreisen, und dann will ich davon reden, was Bigotterie unter Christen zu thun im Stande ist."

Lacroix war von Haus aus und von ganzem Herzen Presbyterianer. Nach presbyterianischen Grundsätzen richtete er auch die neu gewonnenen Gemeinden in der Reisebene ein. Er bildete aus den besten und einsichtsvollsten Gliedern einen Rath von Aeltesten, machte sie verantwortlich für die Zucht und gute Sitte in der Gemeinde und ließ sie unter seinem eigenen Vorsitz über die Zulassung der einzelnen Gemeindeglieder zum Abendmahl entscheiden. Diese Einrichtung hatte die trefflichste Wirkung. Die Gewissen wurden lebendig erhalten, und jedes Glied der Gemeinde fühlte sich persönlich betheiligt bei der Wohlfahrt des Ganzen. Auch wußte er, daß ein europäischer Missionar nicht leicht in den innersten Herzensstand der eingeborenen Christen die rechten Einblicke erhält, während die Leute unter einander sich viel besser kennen. Lacroix hat bis an sein Ende dieses Verfahren als das angemessenste erkannt. In Einem Stück aber, das er übrigens mit vielen Andern gemein hat, haftete ein Mangel an seiner pastoralen Thätigkeit. Während nemlich alle Ge-

meindeglieder stets aufgefordert wurden, ihre eigenen Armen zu unterstützen (was denn auch mannigfach geschah), ward ihnen die nicht minder klare und bedeutungsvolle Pflicht, an den Kosten der Gemeindeleitung mitzutragen und zur Ausbreitung des Evangeliums in andern Gegenden kräftig und systematisch mitzuhelfen, kaum je ans Gewissen gelegt. Wahrscheinlich trug der Anblick ihrer eigenen Armuth dazu bei, diese Pflicht so lange in den Hintergrund zu stellen, bis es zu spät war; er glaubte, wenn einmal ihre Zahl größer und ihr Glaubensleben kräftiger wäre, so sei es Zeit genug, daran zu erinnern. Aber diese Zeit kam nie. Es hätte den Christen wenigstens zugemuthet werden können, so viel für das Christenthum zu opfern, als sie zuvor, da sie noch Heiden waren, freiwillig dem Götzendienst zu opfern pflegten. Aber dazu kam es nie, und jene selbstverläugnende Liebe, die dem Evangelium freudige Opfer zu bringen bereit ist, ward niemals unter ihnen zu frischer Entfaltung gebracht. Etliche Jahre lang steuerten sie etwa 50 Franken jährlich für die Missionssache bei; aber das hörte bald auf, und zu einer regelmäßigen Beisteuer wollte es nicht mehr kommen. Engherzig gegen Andere, ward ihr eigenes Herz öde und leer. Kein Christ kann ungestraft irgend eine erkannte Pflicht versäumen. Wenn sein Christenthum nicht eine Lampe ist, welche Andern leuchtet, so wird es bald aufhören, ihm selber Licht zu geben.

Zwölf Jahre lang setzte Lacroix regelmäßig seine Besuche in diesen Gemeinden fort und versorgte sie mit dem Brod des Lebens. Die zwei Hauptdörfer, Rammaltschōke und Gangrai, waren das eine drei, das andere vier Stunden von seiner Wohnung in Kalkutta entfernt und bildeten den Mittelpunkt, von wo aus er die umliegenden Dörfer besuchte. Seine Regel war, diese Stationen zweimal in der Woche, am Sonntag und Donnerstag, abwechselnd zu besuchen. Er kehrte den gleichen Tag wieder heim, ausgenommen in der trockenen Jahreszeit, wo er zwei oder drei Tage auszubleiben pflegte. Begleiten wir ihn auf eine dieser Wanderungen.

Morgens vor acht Uhr bricht er auf und zwar in einem Palankin mit acht Trägern, von denen abwechselnd vier in Anspruch genommen werden. Er verläßt die Hauptstadt und kommt in die Vorstädte von Bhōwanipur und Kalighat, deren Straßen, Kaufläden und Bazārs immer voll Leben und Bewegung sind. In Kalighat findet er eine Menge einfacher und wohlfeiler Spielwaaren für Kin-

der, wovon er häufig auf der Rückkehr einige Sachen für seine Kleinen um ein paar Kreuzer einkauft. Es sind das etwa plumpe Frösche von gemaltem Lehm, oder Figuren von Raben, Pferden und Elephanten, oder farbenreiche Bilder eines stattlichen Bengalen mit tüchtig eingeöltem Haar, oder einer eingeborenen Dame, die in weißen Muslin gekleidet ist, eine Masse von Juwelen an sich hängen hat und aus einer silbernen Pfeife raucht. Dann geht's weiter auf einer abscheulichen Lehmstraße, die auf beiden Seiten mit riesenhaften Aloes oder dickblätterigem Kaktus eingefaßt ist, bis er endlich das Dorf Karrahakkur erreicht, das an den Gränzen der großen Reisebene liegt. Hier verläßt er den Palankin; das Missionsboot steht schon bereit, auf dem er zwischen Dörfern und Feldern nach der Station gerudert werden soll. Das Boot ist ein langer ausgehöhlter Baumstamm, etwa zwei Fuß breit und ebenso tief. Es hat ein niedriges hölzernes Dach, das auf leichten Stützen ruht, und von dessen beiden Seiten dickes Packtuch herunterhängt zum Schutz gegen Sonne und Regen. Eine Art Armsessel mit verkürzten Beinen ist das einzige Geräthe, das im Boot sich befindet. Da aber keine Gasthöfe in diesen Distrikten zu finden sind, noch auch europäische Familien, bei denen etwas zu haben wäre, so hat unser Freund seinen Schweizerkorb mitgenommen, in welchem Teller, Löffel, Gabel und Messer, Gläser, etwas Thee, ein Leib Brod, etwas Gemüse, einige Plantanen, ein wenig Medicin und die Abendmahlsgeräthe zusammengepackt sind. Auch einige Bücher, namentlich von seinem Liebling Jung-Stilling, führt er mit sich; nicht zu vergessen einen Krug mit gutem Trinkwasser. Während nun die christlichen Bootsleute die Sachen ins Boot schaffen und Alles zur Abfahrt bereit machen, geht er, eine Cigarre rauchend, auf und ab und redet freundlich bald mit diesem, bald mit jenem Krämer des Ortes, die ihn alle kennen, und die jedesmal herbeikommen, um den Padre ehrerbietig zu grüßen. Da steht er unter ihnen, hochgewachsen, breitschulterig, seine volle sechs Fuß hoch, mit einem festen lebhaften Schritt — ein merkwürdiger Kontrast gegen die kleinen, hagern und schmiegsamen Gestalten der Eingeborenen. Von der konventionellen Erscheinung eines englischen Geistlichen trägt er wenig an sich, — kein eleganter schwarzer Frack, kein makellos weißes Halstuch, kein schwarzer Cylinderhut, keine glacirten Handschuhe. Ein solcher Anzug wäre eine Qual in der heißen Luft und auf dem dampfenden Boden der Reisebene. Lacroix trägt die kühlste Kleidung, die

er finden kann, — weiße Beinkleider, eine weiße linnene Jacke und ein schmales schwarzes Seidenband um den Hals. Sein blondes lockiges Haupt ist durch einen breitrandigen, sehr leichten Hut von einem halben Zoll Dicke gegen die Sonne geschützt; in der Hand trägt er einen großen doppeltüberzogenen Schirm, mit dem weißen Ueberzug nach außen. Während er am Ufer auf und ab wandelnd bald mit diesem, bald mit jenem Krämer sich unterhält, richtet er allerhand Fragen an sie über den Gang ihres Geschäfts, über den Stand der Felder, über das Gebahren der Semindare, und weiß dabei mit seltenem Geschick da und dort ein Wort der Belehrung oder Ermahnung über höhere Angelegenheiten einzumengen. Endlich steigt er ins Boot. Die Bootsleute rudern zuerst ein kleines Flüßchen hinauf, lenken dann in Seitenkanäle ein und eilen drei Viertelstunden lang zwischen wallenden Reisfeldern hin, an üppigen Plantagen und freundlichen reichbeschatteten Dörfern vorüber, bis die Stelle erreicht ist, wo nahe am Ufer die Kapelle von Rammaltschöke steht, deren weiße Mauern schon eine Zeitlang vorher durch das Grün der Bäume hervorschimmerten.

Beim Landen wird er von mehreren Christen, die aus der Ferne schon das Boot herannahen sahen, aufs herzlichste bewillkommt, unter ihnen jedesmal der wackere Ramdschi. Während nun seine Sachen in das Zimmer auf dem Dach der Kapelle hinaufgetragen werden, geht Lacroix nach der naheliegenden Knabenschule. Sie ist von etwa dreißig Knaben besucht, die nun in der biblischen Geschichte, im Katechismus und andern Dingen examinirt werden. Mittlerweile ertönt in Zwischenräumen die Gong (Metalltrommel), um die Gemeinde zum Gottesdienst zusammenzurufen, und von allen Seiten eilen die Leute herbei und füllen nach und nach die Kapelle. Es mögen ihrer etwa 150 sein. Sie sitzen Alle am Boden auf grasgeflochtenen Matten, die Frauen zur Linken des Predigers, die Männer zu seiner Rechten, mit einem kleinen offenen Durchgang in der Mitte. Dann beginnt das Singen — freilich nicht eben sehr fein und melodisch; es ist ein langgedehntes Dahinrollen der Stimmen, untermischt mit allerlei Schnörkeln, dieselben Wendungen wieder und wieder kehrend und von Männern und Knaben aus voller Kehle hervorgeschrieen; denn der Hindu scheint eine volle Kraft der Stimme und mächtiges Schreien für gleichbedeutend zu halten mit guter Musik und schöner Melodie. Für ein europäisches Ohr ist dieser Theil des Gottesdien-

stes, so gut alles gemeint ist, fast kaum durchzumachen. Dann folgt Gebet, Vorlesung eines biblischen Abschnitts und Predigt, wobei die Leute immer die gleiche Stellung einnehmen, nur daß beim Gebet Alle sich vorwärts beugen, das Angesicht gegen die Erde. Zuletzt kommt die Kommunion, die monatlich einmal gehalten wird, in der allereinfachsten Form. Viele empfangen die heiligen Elemente des Leibes und Blutes Jesu mit einem freudigen Glauben, der durch den Vorhang hindurchdringt und lebendig inne wird, daß er Christum wahrhaft empfängt.

Nach geendigtem Gottesdienst pflegte Lacroix zu Mittag zu speisen, wobei Ramdschi's treffliche Frau den Reis und Karry (Pfefferbrühe) immer zu liefern bereit war. Dann sah er die Katechisten, den Schulmeister und andere Gemeindeglieder bei sich, fragte nach ihrer Arbeit, ihren Schwierigkeiten und Bedürfnissen und ertheilte Rath, Ermunterung oder Rüge, wie die Umstände es mit sich brachten. Auch theilte er Medizinen an etwaige Kranke aus. In der Regel hielt er Nachmittags noch einen zweiten Gottesdienst; wenn aber tüchtige Katechisten da waren, ließ er sie ihn halten. Am Abend aber kehrte er auf demselben Weg wieder nach Hause zurück und erreichte in der Regel seine Wohnung bald nach Sonnenuntergang. An den Donnerstagen waren diese Besuche noch viel geschäftvoller und mühsamer. Da hielt er außer dem Wochengottesdienst noch eine ordentliche Gemeindeversammlung, wo der geistliche Stand der Gemeinde besprochen, die Tauglichkeit der Taufbewerber geprüft und nach allen Seiten Rath und Ermahnung ertheilt ward. Dann hörte er die Berichte der Katechisten und des Schulmeisters, besuchte einzelne Familien und Personen und nahm sich der Kranken an. Viele kamen, um bei ihm über ihre zeitlichen Angelegenheiten Rath zu holen; Händel wurden geschlichtet, Verfolgte und von den Heiden Mißhandelte getröstet und gestärkt, Schwachherzige oder Irrende zurechtgebracht. Dann konnte er im Boot etliche benachbarte Dörfer besuchen, wo Christen oder Taufbewerber sich befanden, und indem er diese im Glauben stärkte, vergaß er auch nicht den Heiden zu predigen. Zu Zeiten brachte er so drei oder vier Tage im Distrikt zu, schlief bei Nacht in dem Gemach über der Kapelle und reiste bei Tag in der Umgegend umher. Die Abende waren dann immer das Schönste. Da kamen alle Christen noch zur Abendandacht in der Kapelle zusammen. Viele brachten ihre Bibeln mit, um nach dem Gottesdienst

noch mit dem theuern Freund Stundenlang bis tief in die Nacht hinein zusammenzusitzen und über alles Mögliche Belehrung und Rath zu holen. Auch weltliche Dinge kamen dann wohl zur Sprache, und wenn Lacroix von den Herrlichkeiten seines schweizerischen Vaterlandes, von europäischen Sitten und Gebräuchen, von den Missionen in andern Ländern der Erde u. dgl. zu erzählen anfieng, so dachte keiner an Schlaf oder Ermüdung.

Solches war die Arbeit des theuern Mannes zwölf Jahre lang. Manchmal war er von einem seiner lieben Mitarbeiter begleitet, meistens war er allein. Und alle diese Mühen übernahm er nicht etwa blos in der schönen Jahreszeit, wenn die Luft kühl, das Reisen angenehm und die Gemeinde in erfreulichem Gang war; sondern er that es auch, wenn die Kanäle schlammig und die Felder öde und ausgebraunt waren, wenn der Himmel über ihm wie glühendes Erz war und der harte zerklüftete Boden unter seinen Füßen wie Feuer brannte. Und als schwere Verfolgungen von allen Seiten über die Christen hereinbrachen, ja als Abtrünnigkeit und Sündenfälle wie eine Flut über die Gemeinden hereindrangen und ihr innerstes Leben zu ersticken drohten, da war Lacroix mehr als je bereit, mit unermüdlichem Eifer das Verlorene zu suchen und das, was sterben wollte, zu stärken.

---

4. Die Zeiten der Heimsuchung.

Es war im Mai 1833, daß über die Ebenen des Reisdistrikts, in welchem die zerstreuten Gemeinden Lacroix' lagen, ein Orkan hereinbrach, wie ihn Bengalen seit hundert Jahren nicht erlebt hatte. Er kam wie gewöhnlich von Südost und begann mit heftigen Windstößen, furchtbaren Regengüssen und vorübergehenden Gewittern. Zwei oder drei Tage hindurch nahm der Sturmwind immer an Heftigkeit zu, und zuletzt war seine Wuth unbeschreiblich. Er war nicht anhaltend, sondern kam in so furchtbar heftigen Stößen, daß nichts ihm zu widerstehen vermochte. Zu hunderten wurden alte kräftige Bäume entwurzelt und Häuser in Trümmer geworfen. Die entsetzlichste Wirkung des Orkans aber stellte sich ein, als er gerade seine furchtbarste Höhe erreicht hatte und die Windstöße und Regengüsse es absolut unmöglich machten, im Freien sich zu bewegen. Eine Reihe von riesenmäßigen Meereswogen, von denen die geringsten zehn Fuß hoch

waren, brach von Südosten über das Land herein; sie rissen die Dämme ein, überfluteten, gepeitscht von dem Orkan, die Ebene mit gleichmäßig vorwärts schreitendem Schwall gleich kolossalen beweglichen Wassermauern, und fegten Alles vor sich her; und nicht eher hielten sie in ihrem verheerenden Lauf inne, als bis sie auf mehr als 18 Stunden weit das Land überschwemmt hatten. In dem Dorfe Khari sahen die Landleute — Christen und Heiden, — aufgeschreckt durch das ferne Brausen, mit Entsetzen die schäumende Mauer über die Felder heranrollen und retteten sich auf das flache Dach der von Backstein erbauten Kapelle, die auf dem höchsten Punkte des Dorfes lag. Hirsche und Wildschweine, aus den benachbarten Waldungen aufgeschreckt, rannten zu Hunderten umher, und mit ihnen jagten viele Tiger, von Entsetzen ergriffen, in Sprüngen über die Ebene, fliehend vor dem schonungslosen Verderber. Und hinter dem geängsteten Wild her rollten tosend und brausend die mächtigen Wogen daher, fegten Bäume und Gärten hinweg und rissen auf viele Stunden im Umkreis jede menschliche Wohnung nieder. Zahllos waren die Fälle, wo Männer, Weiber und Kinder auf die Dächer ihrer armseligen Hütten sich flüchteten; aber die Lehmwände stürzten unter dem Anprall der Wogen zusammen und die Unglücklichen giengen zu Grunde. Die Insel Sägor ward auf allen Seiten von den furchtbaren Fluten überschwemmt; nur die Mitte, die etwas erhöht ist, blieb über Wasser. In die einsame Wohnung des europäischen Pflanzers aber, in welcher eine Menge von Eingeborenen Schutz gesucht hatten, flüchtete sich samt den geängsteten Männern, Weibern und Kindern ein zitternder Tiger und verkroch sich harmlos unter der Menge. Auch in die Mündung des Hugly stürmte die gewaltige Flut mit unerhörter Gewalt und stieg, eingedämmt zwischen den zahlreichen Sandbänken, zu einer ungeheuern Höhe. Die Uferdämme wurden weggerissen, gewaltige Kauffahrteischiffe aufs Ufer und weit landeinwärts geworfen und ganze Dörfer mit allen ihren Bewohnern hinweggewaschen. Man rechnet, daß zwanzigtausend Menschen während dieses Orkans ihr Leben verloren. Außerdem wurden in dem ganzen Distrikt, namentlich in der Nähe des Meeres, alle Reisvorräthe zerstört, alle Teiche und Wasserbehälter mit Seewasser gefüllt, alle Dörfer weggefegt und nur unabsehbare Scenen der Verwüstung zurückgelassen. Die ganze Reisebene nach ihrer Länge und Breite war durch Salzwasser verdorben; kein Pflug gieng in jenem Jahr über das Land, nicht Eine Juchart

Feldes konnte bestellt werden. In manchen Gegenden dauerte es zwei Jahre, ehe der Reis wieder zu wachsen anfieng. Es war unvermeidlich, daß eine Hungersnoth folgte, und hinter ihr kamen Fieber und Pestilenz, die noch schrecklicher unter den Unglücklichen aufräumten, als selbst der Hunger. Tausende von hagern Gestalten des Elends strömten nach Kalkutta und schrieen um Hülfe. Die eingeborenen Christengemeinden des Distrikts hatten samt den Andern Gleiches erlitten, aber sie fanden bald Hülfe; die heidnische Bevölkerung aber litt Unsägliches. Lacroix setzte alle Mittel in Bewegung, um Hülfe zu schaffen. Wochenlang wurden täglich in seinem Garten lange Reihen halbverhungerter Landleute gespeist. So oft er konnte, durchzog er die Ebene mit einem Sack voll Peis (Münze im Werth von 1 ½ Kreuzer), um sie unter den Elenden auszutheilen. Im darauffolgenden Januar, wo der Jammer seine höchste Höhe erreichte, befrachtete er ein großes Boot mit Reis und zog mit einem andern Missionar aus, um das Elend zu lindern. Die Jammerscenen aber, die ihm hier überall begegneten, lassen alle Beschreibung hinter sich.

Auf jenen Reisen hatte Lacroix manche gnädige Bewahrung zu erfahren. Die Ueberschwemmung hatte nicht nur viele wilde Thiere aus dem Sumpfdickicht der Sunderbunds (Distrikt um die Mündung des Ganges und Hugly) in die bewohnteren Theile der Ebene getrieben, sondern auch aller Art Schlangen aus den Löchern gelockt. Mehr als einmal lag auf seinem Wege eine giftige Cobra; aber sein scharfes Auge entdeckte in der Regel die Gefahr, und mit Stiefeln an den Füßen und einem Stock in der Hand, fürchtete er nichts. Zweimal ward er Nachts in dem Gemach auf der Kapelle von Rammaltschöke von Schlangen besucht. Das eine Mal bemerkte er, wie in den Sparren des niedrigen Daches über seinem Haupte eine lange dünne Schlange der giftigsten Art eine Ratte verfolgte. Das andere Mal kroch ein ähnliches Gewürm über den Zimmerboden und näherte sich dem Bett. Lacroix hatte Licht gemacht, ergriff einen seiner Stiefel und warf ihn nach dem unheimlichen Gast. Aber in demselben Augenblick gieng das Licht aus, und Feuerzeug war keines mehr da. Lacroix legt sich ruhig aufs Kissen nieder, zieht den Moskito-Vorhang sorgfältig um sein Lager und — schläft nach wenigen Augenblicken sanft wieder ein. Eines Morgens als es noch dunkel war und Lacroix bereits unter den Leuten sich befand, geht der Katechist in das Schulhaus, um etwas zu holen. Er greift nach einem dunkeln Ge-

genstand; aber derselbe ist glatt und schleimig, und fängt an sich zu bewegen. Er springt zurück und schreit um Hülfe. Viele eilen mit Bambusstöcken und Hacken herbei. Es war eine junge Boa Constriktor, etwa 18 Fuß lang. Sie wird angegriffen und scheinbar getödtet. Dann befestigte man ein Seil um ihren Leib, zog sie heraus und ließ sie am Boden liegen. Eben war der Missionar am Frühstück, als plötzlich ein lauter Schrei von unten heraufscholl. Lacroix sah hinaus und bemerkte, wie die gewaltige Schlange sich davon machte. Er eilt hinaus, ergreift das Seil und sucht die Schlinge, die um den Leib war, so zu rutschen, daß sie in eine klaffende Wunde zu liegen kam. Das Thier, wüthend vor Schmerz, schießt nach ihm mit fürchterlich schäumendem Rachen. Lacroix springt auf die Seite, das Seil immer festhaltend; eine zweite Schlinge wird ihr von den Leuten über den Kopf geworfen und nach langem gefährlichem Kampf war sie erdrosselt.

Eine unvergeßliche Scene erlebte er bei einer seiner Bootreisen in den Sunderbunds. Während nemlich das Boot mitten in den dichten Waldungen, die bis an den Rand des Wassers reichen, ruhig vor Anker lag, um die Flut abzuwarten, entspann sich vor seinen Augen ein Kampf zwischen einem Tiger und einem Alligator, von dem er nachmals nie ohne die lebhafteste Bewegung sprach. Der Tiger hatte den Alligator am Abhang des Ufers schlafen sehen, und indem er gleich einer Katze langsam und verstohlen herankroch, sprang er plötzlich mit Einem Satz auf des Ungethüms Rücken und packte es im Nacken mit seinem furchtbaren Gebiß. Der Alligator war wie unsinnig vor Wuth, schlug mit seinem gewaltigen Schwanz um sich und suchte vergeblich den Tiger mit einem Schlag dieser furchtbaren Waffe zu treffen. Plötzlich hört der Kampf auf, der Alligator liegt wie todt da; der Tiger läßt seine Beute los und fängt mit seinem Opfer zu spielen an, wie eine Katze mit einer Maus zu thun pflegt. Zuletzt schleppt er ihn in das Dickicht. Nach einer halben Stunde jedoch kriecht der Alligator langsam, langsam nach dem Wasser zu, mit den blitzenden Augen furchtsam hinter sich blickend; plötzlich, als er nahe genug war, stürzt er sich mit Einem Sprung ins Wasser und verschwindet. Lacroix hat diesen merkwürdigen Kampf zweier so furchtbaren Bestien niemals vergessen.

Doch wir kehren zu den christlichen Gemeinden in der Reisebene zurück. Jene Ueberschwemmung und die darauffolgende Hungersnoth

hatte auch für sie die schmerzlichsten Folgen. Die zeitliche Noth diente nicht dazu, das geistliche Leben zu fördern. Lacroix hatte nicht blos mit dem leiblichen Elend, sondern noch mehr gegen die Abnahme des Glaubens und der Liebe unter seinen Christen zu kämpfen. Wohl war die Gemeinde bis auf 400 Seelen gewachsen, und die vier Knabenschulen waren von etwa 200 Schülern besucht. Lacroix aber muß im September 1840 schreiben: „Wir haben mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, die theils von dem entarteten Zustand der Bevölkerung überhaupt, theils von dem grausamen Druck der Semindare, theils von dem abscheulichen Einfluß der umliegenden heidnischen Bevölkerung und ihrem verführerischen Beispiel herrühren. Doch unser Vertrauen steht auf dem Herrn..." Ein schmerzlicher Verlust fiel überdieß eben in jene Zeit. Der treue, eifrige Ramdschi, die Seele der ganzen Bewegung, starb. An ihm verlor Lacroix eine der kräftigsten Stützen in seiner Arbeit. Zugleich war es eine traurige, aber unverkennbare Thatsache, daß der Geist des Fragens nach der Wahrheit in Christo, der diese Gegenden in so gewaltige Bewegung gesetzt hatte, am völligen Erlöschen war. Sieben Jahre lang hatte er, wie ein Hauch vom Himmel, die Geister bewegt, und Hunderte konnten an dem süßen Wort von Christo sich nicht satt hören. Dann ward er schwächer und schwächer, und nun nach zwölf Jahren war unter den heidnischen Eingeborenen Alles grabesstill geworden, während die jungen Christengemeinden ihrerseits ein mattes kränkliches Leben dahinschleppten.

Die Missionen in Indien haben alle mehr oder weniger ähnliche Erfahrungen gemacht. Je und je brechen in einer Gegend Zeiten der Erquickung an vom Angesichte des Herrn. Da ist's dann wie ein Frühling Gottes, der ins Land kommt. Hoffnungsreiche Blüthen sprossen allenthalben hervor, und es ist wie ein allgemeines Auferstehen vom Tode. Aber der Lebenshauch, der alles zu bewegen schien, sinkt allmählig und erlöscht langsam und stirbt endlich dahin. Tausend taube Blüthen fallen ab, und nur wenige Früchte kommen zur Reife. Der Lenz, der so große Hoffnungen erweckt, so herrliche Dinge verheißen hatte, läuft in eine überaus spärliche Ernte aus. In Indien wirken viele und mancherlei Ursachen zusammen, um ein schön emporblühendes, verheißungsreiches Gnadenwerk Gottes in seinem Wachsthum aufzuhalten und endlich zum Stillstand und Rückgang zu bringen. Nur allzuoft wirken bei Diesem und Jenem, der das Heil seiner Seele zu suchen scheint, gleich anfangs weltlich-selbstsüch-

tige Beweggründe mit; sie hoffen durch den Uebertritt zum Christenthum irdische Zwecke, wenn nicht ausschließlich, so doch zugleich zu erreichen. Werden sie in ihren Erwartungen getäuscht, so wird auch der bessere Same in ihrem Herzen erstickt. Lacroix hat eine Reihe trauriger Erfahrungen dieser Art gemacht. Man rechne die Verwirrung dazu, die durch die Baptisten und durch die Hochkirchlichen in den Gemeinden der Reisebene angerichtet ward, und deren Wirkung keine andere sein konnte, als daß die Gemüther von der großen Hauptsache auf unwesentliche Streitfragen abgelenkt wurden; was Wunder, wenn unter den Erbitterungen dieses unseligen Zankes der Geist entwich? Dazu kamen ferner die Mißhandlungen und Verfolgungen, welche die Christen von Seiten ihrer heidnischen Nachbarn, namentlich aber durch die mächtigen Semindare, zu erleiden hatten. Die Furcht davor trieb viele suchende Seelen ins Heidenthum zurück. Und ach, die dämonische Macht der Kaste! Das Evangelium ist zu keiner Zeit und in keinem Land einem ähnlichen Bollwerk des Teufels begegnet. Wie wenn eine riesige Sandbank vor der Mündung eines Hafens breit und gewaltig sich lagert, die brandenden Wogen des Meers stolz zurückwirft und sie als luftigen Schaum in die Lüfte schleudert, — so lagert das Kastensystem sich vor die indischen Völker und wirft mit Verachtung alle die mächtigen Anläufe zurück, welche die Natur, die Vernunft und das Evangelium gegen es unternimmt. Gott sei Dank, langsam und unmerklich, aber unaufhaltsam und sicher wird diese riesenhafte Sandbarre in unsern Tagen von den immer mächtiger wirkenden Elementen des Volksunterrichts, der europäischen Civilisation und der evangelischen Mission unterwaschen; und wenn einmal die mächtige Woge einer großen Erweckung vom Himmel her, wie Gott es verheißen hat, über dieß Land sich ergießen wird, so wird und muß dieses Bollwerk schließlich und für immer wie im Sturm weggefegt werden.

Lacroix verlor unter all diesen Entmuthigungen keinen Augenblick den Muth und die Freude an dem heiligen Friedenswerke, das ihm der Herr anvertraut hatte. Er wirkte mit immer frischem und freudigem Geiste fort an den Seelen, warnte vor Gefahren, sprang den Zaghaften hülfreich bei, ermunterte die Schwachen, strafte die Irrenden und Fehlbaren, gieng den Abtrünnigen mit unermüdlicher Geduld nach und suchte die Treuen in fester Liebe zusammenzukitten. Seiner Weisheit, Treue und aufopfernden Liebe war es nächst Gott zu ver-

danken, daß mitten in der allgemein eintretenden Erstarrung so Viele gerettet und treu erhalten wurden.

Inzwischen fieng in der Stadt Kalkutta selbst der Sauerteig des Evangeliums kräftig zu wirken an. Dazu wirkten namentlich die höheren Unterrichtsanstalten der schottischen Missionare, vor Allem des trefflichen Dr. Duff, mit. Die Begierde der gebildeteren Eingeborenen Kalkutta's nach Bekanntschaft mit der englischen Sprache und Literatur, — eine Bekanntschaft, die ihnen den Zutritt zu einträglichen Regierungsämtern eröffnet, — gab den Missionaren Anlaß, sogenannte Englische Schulen für gebildete Hindujünglinge zu errichten. Die nächste Bestimmung derselben war, die jungen Leute in die Kenntniß und den Geist der englischen Sprache einzuführen; allein zu gleicher Zeit wurde darin das Evangelium gelesen, die biblische Geschichte gelehrt und die christliche Heilswahrheit ans einander gesetzt. Hunderte von Knaben und Jünglingen strömten herbei, um den vortheilbringenden Unterricht im Englischen zu benützen; was sie dabei zugleich vom Christenthum zu hören bekamen, ließen sie sich als unvermeidliches Uebel gefallen. Etliche aber wurden von der Kraft der göttlichen Wahrheit im Herzen und Gewissen getroffen und bekehrten sich zu Christo. Das warf Staub auf. Die orthodoxen Hindu's erhoben ein wildes Geschrei und griffen theilweise zu thatsächlicher Gewalt. Als einer der Missionare einen dieser bekehrten Jünglinge aus den Händen der Feinde zu entreißen und in seinem Gefährt nach dem Missionshause zu retten versuchte, ward er auf offener Straße angehalten, das Pferd niedergeworfen und der arme Junge im Triumph hinweggeführt. Ein ander Mal fuhr Lacroix mit seinem Freund Häberlin und zwei eingeborenen Jünglingen nach der Missionskapelle, um die letzteren durch die Taufe in die Christengemeinde aufzunehmen. „Da wurden wir," schreibt Lacroix selbst, „am hellen Tag, in einer der belebtesten Straßen Kalkutta's, von etwa fünfzig Personen angefallen, von denen zehn oder zwölf mit eisenbeschlagenen Knütteln bewaffnet waren, und die nichts anders beabsichtigten, als die beiden lieben Jungen mit Gewalt zu entführen. Ein wenig Entschlossenheit und Festigkeit aber genügte, die Absicht der Frevler zu vereiteln [man muß an Lacroix' imponirende Figur und seinen militärischen Muth sich erinnern]; doch fanden wir es unmöglich, bis zur Kirche zu gelangen, und waren froh, wieder glücklich und unversehrt nach Hause zu kommen."

Schwerer aber, als dergleichen Anläufe der Heiden, waren die schmählichen Ausfälle europäischer Christen in Indien zu ertragen. Ein Professor des Sanskrit in Kalkutta trat öffentlich mit der Anklage auf, daß die Missionare durch ihre Bekehrungsversuche das Volk nur erbittern und am Ende zur Empörung gegen die brittische Regierung reizen. „Ueberhaupt," heißt es weiter in der Schmähschrift, „läuft es gegen allen Anstand, wenn die Missionare auf den Straßen und in den Kapellen dem gemeinen unwissenden Haufen predigen und auf den großen Götterfesten und Jahrmärkten Traktate vertheilen. Ihre ungebetene Gegenwart bei den Volksfesten, wohin sie nur kommen, um die Götter des Volks zu beschimpfen, ist ein unbefugtes und anstößiges Einmischen in Dinge, die sie nichts angehen. Gemeine Leute lassen sich zwar da und dort von ihnen irreleiten und werden Christen, wobei jedoch immer nur irdische selbstsüchtige Beweggründe mitwirken, während gebildete und anständige Leute die Missionare mit Verachtung von sich weisen. Uebrigens wird die Zahl und die bürgerliche Stellung der Bekehrten in den Berichten der Missionare entsetzlich übertrieben. Dabei sind diese Proselytenmacher meist sehr unhöfliche Leute, zäh und intraktabel im Wortkampf, und gehen bei der Errichtung von Druckerpressen und Schulen nur darauf aus, Geld zu machen." Auf dergleichen sinnlose Anklagen antworteten die Missionare, unter ihnen Lacroix, mit einer Gegenschrift, auf welche der Sanskritprofessor nichts mehr zu sagen wagte.

Bald darauf folgte eine Lektion, die ein Glied des obersten Gerichtshofs in Kalkutta den Missionaren lesen zu müssen glaubte. „Sie machen," hieß es darin, „ungerechtfertigte Eingriffe in die Rechte der Hindu's, indem sie deren Söhne zu bekehren versuchen; und dabei machen sie sich grober Irrthümmer im Urtheil, unklugen Eifers, schlechter und den wahren Interessen des Christenthums schädlicher Handlungen, ja eines verbrecherischen und staatsgefährlichen Verfahrens schuldig." Diesem Herrn diente Dr. Duff mit einer Antwort, die er bis auf den heutigen Tag nicht vergessen hat. Aber des Anklagens war noch kein Ende. Es kam endlich von einer Seite, von der man's am wenigsten erwartet hatte. Der edle Bischof Wilson, der sonst zur Förderung des Christenthums in Indien Großes und Unvergeßliches gethan hat, erließ in der ersten Zeit seines indischen Bisthums ein Rundschreiben an die gesammte Geistlichkeit seines ungeheuern Sprengels, worin er auch die Missionare vor weltlichem

Sinn und Wandel warnen zu müssen glaubte. Dabei enschlüpften seiner Feder die Worte: „Es ist wahr, sehr wenige Missionare sind in offenbare Laster und Gemeinheiten verfallen; aber in Weltsinn, in Trägheit, in Sorge für eigene geringfügige Interessen, in weltliche Geschäftchen zu Gunsten ihrer Familien ꝛc. haben nur allzu Viele sich verlocken lassen. Vielleicht nicht Einer von Zwanzig, die von allen den verschiedenen Missionsgesellschaften Europa's mit den hoffnungsreichsten Erwartungen ausgesandt wurden, und die eine Zeitlang wacker gelaufen sind, verharren in der uneigennützigen selbstlosen Hingebung, die einem wahren Missionar ziemt." — Eine solche Anklage, öffentlich im Druck erschienen und durch ganz Indien verbreitet, war sehr wehthuend. Eine Deputation der Missionare aller kirchlichen Parteien, die in Kalkutta arbeiten, bestehend aus Dr. Yates, Dr. Mackay und Lacroix, machte dem Bischof die Aufwartung und bat um eine Erklärung der schweren Beschuldigungen, die ihnen und ihren Brüdern großen Schmerz bereitet hätten. Wilson erwiederte: er bedaure dieß von Herzen, er habe Niemand mit dem, was er gesagt, verletzen wollen; seine Aeußerungen bezögen sich aber „nicht auf die Missionare, die jetzt in Indien arbeiten." Auf eine so seltsame Antwort war Niemand gefaßt; man sprach weiter nichts und ließ die Sache fallen.*)

Trotz aller dieser Kämpfe und Nöthen fühlte sich Lacroix in jener Zeit überaus glücklich. Er stand in der Fülle der Manneskraft, war im Besitz einer ausgezeichneten Gesundheit und bewegte sich unabläßig in einer Thätigkeit, die seiner Seele Lust war. Die Arbeit der Liebe und des Friedens unter den neugewonnenen Gemeinden, so viel Sorge und Noth sie auch mit sich brachte, gewährte ihm stets die höchste Befriedigung. Eifrig in der Predigt des Evangeliums, das allein die zahllosen Schaaren von Götzendienern um ihn her retten und selig machen konnte, glücklich in seinem häuslichen Leben, geliebt und innig verehrt von den vielen Brüdern, die ihn umgaben, gieng er fest und klar seinen ihm vom Herrn gezeichneten Weg und

---

*) Wir zweifeln nicht, daß der edle und fromme Bischof wirklich nicht sowohl die gegenwärtige Generation von indischen Missionaren im Auge hatte, als vielmehr viele von denen, die in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts aus dem rationalistischen Deutschland in die indisch-dänischen Besitzungen als Missionare auszogen. Immerhin aber waren die Anklagen allgemein gehalten und hatten insofern etwas Verletzendes. Heilsam mochten sie dennoch für manchen der lieben Missionsbrüder sein.

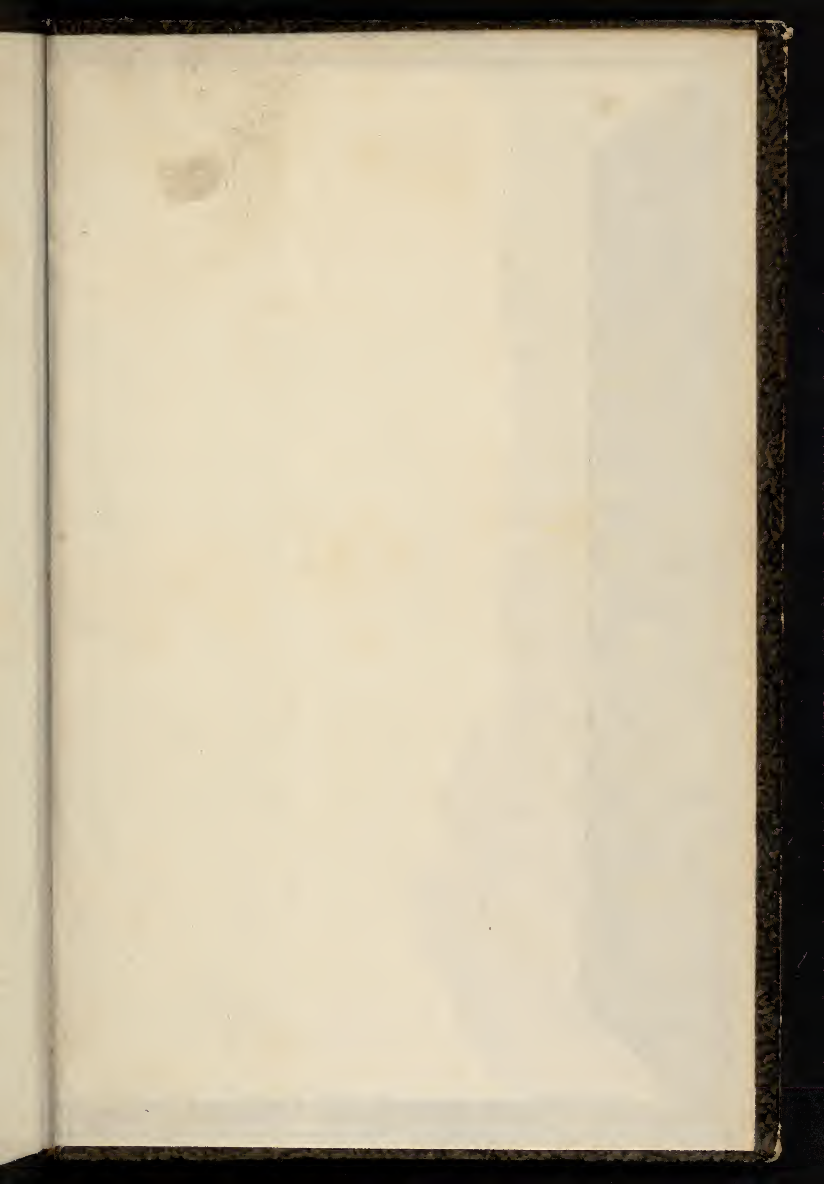
freute sich des seligen Berufs, Seelen für den Herrn zu werben. In dem Kreis der mit ihm innig verbundenen Missionare aller Gesellschaften fühlte er sich als Bruder unter Brüdern, und Alle hiengen an ihm mit nie getrübter Achtung. Mit den deutschen Brüdern aber, einem Häberlin, Weitbrecht, Reichardt (sämmtlich in Basel gebildet), war er besonders verbunden. Er liebte sie, wie sie ihn liebten. Die Welt fand nichts an ihm. Sein Element war sein Missionsberuf; diesem waren alle Kräfte Leibes und der Seele geweiht. — In einem folgenden Artikel werden wir ihn auf seinen weiteren Wegen begleiten.

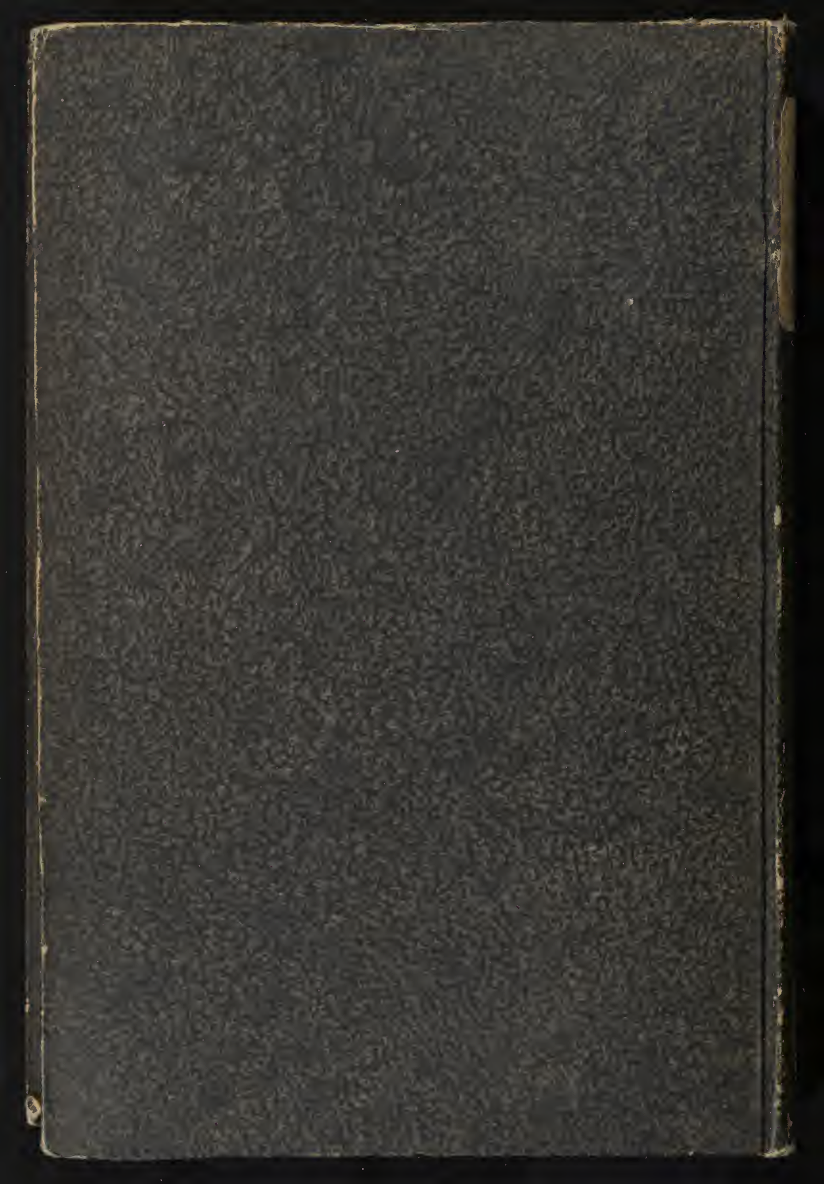
Missions-Zeitung.

Aus verschiedenen Jahresberichten.

Die finnische Missionsgesellschaft im Jahr 1861. — Nichts ist erfreulicher, als daß auch im hohen Norden die protestantischen Nationen endlich sich aufmachen, um ihre Christenschuld an die Heidenvölker zu bezahlen. In Dänemark ist vor anderthalb Jahrhunderten (1706) durch den frommen König Friederich IV. der Anfang mit der evangelischen Mission (in Ostindien) gemacht worden; einige Jahre später gieng der Norweger Egede nach Grönland (1721), und sein Landsmann von Westen nach Lappland (1716), um die Heiden zu Christo zu sammeln. Aber in Dänemark, wie in Norwegen, erlosch bald der Eifer, und obschon sie die Ersten waren, die das Banner der evang. Mission erhoben, sind sie doch bald hinter den englischen, deutschen und amerikanischen Völkern in diesem großen geistlichen Kriege zurückgeblieben. Erst neuerdings haben sie sich, angereizt zum heiligen Wetteifer durch ihre deutschen und englischen Brüder, wieder aufgemacht und sind aufs Neue auf den Kampfplatz der Mission getreten. In Dänemark wird der alte Missionsgeist wieder ins Leben gerufen, und eine neue Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums in der Heidenwelt ist ins Leben getreten. In Norwegen besteht seit einer Reihe von Jahren eine „norwegische Missionsgesellschaft", die bereits drei Missionare, samt etlichen Lehrern und Kolonisten, unter den Zulu's in der Natal-Kolonie (Südafrika) hat und im Begriff ist, ein eigenes Missionshaus (in der Nähe von Stavanger) zu bauen, sowie ein eigenes Missionsschiff anzukaufen (nach dem Vorbild von Hermannsburg). Auch in Schweden (Stockholm) besteht eine eigene Missionsgesellschaft, welche mit der Schwestergesellschaft in Norwegen einen frischen Wettkampf einzugehen sich anschickt.

Unter diese nordische Missionsgesellschaften ist nun auch seit vier Jahren das russische Finnland wetteifernd eingetreten. Es ist von nahezu anderthalb Millionen Einwohnern bewohnt, die bis auf wenige Tausende sämmtlich der lutherischen Kirche angehören und mit großer Liebe an diesem heiligen Erbe





Alphonse François Lacroix.

Erste Abtheilung.

---

1. Die Berufung in die Mission.

Lebensbeschreibungen haben für strebsame suchende Gemüther immer einen großen Reiz. Sie können aber nur dann von höherem Werth sein, wenn das richtig gezeichnete Einzelbild einer bedeutenderen Persönlichkeit neue Lichter wirft entweder auf das geheimnißvolle Gebiet des inneren Seelenlebens, oder auf den eigenthümlichen Charakter einer Zeit, eines Volkes, einer besondern Berufsthätigkeit, und wenn dadurch der Gesichtskreis des Lesers erweitert, das Herz erwärmt und der Wille gekräftigt wird. Im Gebiet der Missionsbiographieen aber ist uns selten ein Buch begegnet, das diesen Anforderungen in so reichem Maaße entspricht, wie dasjenige, aus dem wir die folgenden Mittheilungen entnehmen*); und selten ist uns im Leben ein Mann in persönlicher Begegnung so theuer geworden und hat uns so viel ungetrübte Liebe und Achtung abgenöthigt, als Alphonse François Lacroix. Er ist vielen Tausenden in der Schweiz, seinem schönen Vaterlande, während seines Besuchs in den Jahren 1842 und 43 zum Segen geworden, und wer ihn nur einmal gesehen und gehört hat, wird ihn nimmer vergessen.

Am südlichen Abhang des Chasseral, eines der schönsten Berge der Jurakette, dessen Höhen mit prächtigen Waldungen von Lerchen und Eichen, Birken und Fichten geschmückt sind, liegt das Dörflein

---

*) Brief Memorials of the Rev. Alphonse François Lacroix, Missionary of the London Miss. Society in Calcutta. By his Son-in-law, Joseph Mullens, D. D., Miss. of the same Society. With brief memorials of Mrs. Mullens, by her sister. Lond. 1862.